SEE-ROMAN

Der Sklavenhändler.

Aus dem Englischen übersetzt und frei bearbeitet

von

Georg Conried.

Preis: 1 Mk.

Diverse Bücher.

Der Versandt geschieht nur nach vorheriger Einsendung des Betrages per Post oder durch Briefmarken.
Nachnahme 30 Pfg. mehr.

Knigge, **Die Kunst mit Männern glücklich zu sein** und sich die Liebe und Achtung derselben zu erwerben und zu erhalten. Ein Geschenk für junge Bräute und junge Frauen. Preis 25 Pfg.

Knigge, **Die Kunst mit Weibern glücklich zu sein** und sich die Liebe und Achtung derselben zu erwerben und zu erhalten. Ein Geschenk für junge Männer und heiratslustige Jünglinge. Preis 25 Pfg.

Ein unglücklicher Bräutigam oder **Die schauerliche Hochzeitsnacht.** Eine unglaubliche aber wahre Thatsache. Preis 25 Pfg.

Die Kunst jungen Damen zu gefallen und bald eine liebenswürdige reiche Braut zu bekommen, auch dieselbe treu zu machen und zu erhalten. Preis 30 Pfg.

Die Kunst jungen Männern zu gefallen u. bald einen liebenswürdig. u. ordentlichen Gemahl zu bekommen, auch denselben treu zu machen und zu erhalten. Preis 30 Pfg.

Die geduldige Helena. Tochter des Kaisers Antonius von Konstantinopel. Eine anmuthige und belehrende Historie für Jung und Alt. Preis 25 Pfg.

Dr. Joh. Faust. Leben, Thaten und Höllenfahrt des Schwarzkünstlers. Für das Volk erzählt. Preis 25 Pfg.

Die heilige Genovefa oder: **Beschützung und Rettung der Unschuld durch Gottes Hand.** Eine erbauliche und lehrreiche Geschichte. Preis 25 Pfg.

Kotzebue's Verzweiflung. **Ausbruch der Verzweiflung.** Geschrieben im Januar 1791. Preis 10 Pfg.

Wie man sein eigener Grossvater werden kann. Eine schauderhafte verwandtschaftliche Verwickelung. Preis 10 Pfg

Die Physiologie der Liebe. Von Paul Mantegazza, Professor der Anthropologie u. Senator in Florenz. Aus dem Italienischen. Neue deutsche Ausgabe, übersetzt und bevorwortet von Dr. K. Kolberg. Preis 3 Mark

Die Hygiene der Liebe. Von Paul Mantegazza. Prof. der Anthropologie u. Senator in Florenz. Neue deutsche Ausgabe v Dr. K. Kolberg. Preis 3 Mark.

Der Sklavenhändler.

See-Roman

aus dem Englischen übersetzt und frei bearbeitet

von

Georg Conried.

E. Bartels, Neuweißensee, Generalstraße 8.

Inhalt.

Der Sklavenhändler. Seite:

1. Kapitel: Binnenländer 3
2. „ Eine neue Welt 6
3. „ In der Havanna 10
4. „ Kapitän und Schiffsjunge 13
5. „ In der eigenen Schlinge gefangen . . . 16
6. „ Tolle Streiche 26
7. „ Verbannt 34
8. „ Schiffbruch 43
9. „ Wieder in Africa 50
10. „ Wieder vereint 59
11. „ Bankerott 62
12. „ Erlöst 62

Ein Drama auf dem Meere. Erzählt von J. G. 74

Auf hoher See 82

Die Brautfahrt 93

RBR
Jantz
#1069

Erstes Kapitel.

Binnenländer.

Im Hafen von Hamburg lag ein stolzer Dreimaster, der mehr als hundertjährigen Firma Holthaus gehörig, die jenseits des Oceans wohl bekannt war und bedeutenden Handel mit Westindien trieb. Der Capitän des Schiffes, William Brauns, war ein noch junger Mann. An das Land fesselte ihn nichts, da er ohne Verwandte und noch Junggeselle, gänzlich allein in der Welt stand. Alle Tugenden des Seemannes waren ihm eigen, wenn es galt, diese geltend zu machen. Nachdem er im Comptoir seiner Firma die nöthigen Instructionen geholt, dem alten Buchhalter und den jungen Leuten, die sich an ihn herandrängten, Lebewohl gesagt, ging er den Vorsetzen zu, wo das Boot seiner harrte, das ihn an Bord bringen sollte.

Während Capitän Brauns im Begriff stand, sein Boot zu besteigen, kam von der Oberelbe her ein anderes Fahrzeug, welches bedenklich hin und her schwankte und mit drei jungen Burschen bemannt war. Erstaunt betrachtete der Capitän den wackligen, alten Kahn und dessen Insassen, welche sich vergeblich abmühten, an Land zu kommen, denn die Fluth trieb sie immer wieder zurück. Endlich schoß der Kahn mitten in das Gewirr der kleinen Fahrzeuge hinein. Die Burschen stürmten die Treppe

hinan und vor Capitän Brauns und dessen Steuermann stehen bleibend, rief der Aeltere:

„Wo finden wir hier den Schlaf- oder Heuerbaas?"

Der Capitän fragte lachend: „Was wollt Ihr von dem Heuerbaas?"

„Seeleute wollen wir werden!" gab der Gefragte keck zur Antwort.

Der Steuermann sah die drei spöttisch an und sagte verächtlich:

„Grünes Volk aus dem Binnenlande, das noch kein Salzwasser sah und obenein unnütze Buben, die den Ihrigen davon gelaufen sind."

Der Aeltere, welcher die Worte vernommen hatte, entgegnete:

„Das ist nicht wahr, Herr. Wir sind Berliner Jungen und mit unserm Fahrzeuge nicht ohne mancherlei Abenteuer von der Spree in die Havel und von dort in die Elbe gekommen. Ich heiße Richard Geber. Mein Vater ist ein ehrlicher Handwerker und wohnt an der Fischerbrücke. Jene Beiden da, Otto Schulze und Fritze Fischer, haben keine Angehörigen mehr und können gehen, wohin sie wollen, um für sich zu sorgen. Mich aber hat mein Vater ausgerüstet und zum Abschied seinen Segen gegeben, damit ich mich durch die Welt bringe und ihm seinen Bruder Willem aufsuche, der schon vor Jahren ausgewandert ist. Das will ich redlich thun, wozu mir Gott helfe."

Der Steuermann, an seemännische Kürze gewöhnt, schien von dieser etwas langathmigen Auseinandersetzung wenig erbaut; aber Kapitän Brauns schnitt ihm jede Bemerkung ab, indem er sagte:

Ich will glauben, daß es wahr ist, was Du uns sagst, deshalb will ich Dich bei mir an Bord nehmen und einen Seemann aus Dir machen."

„Tausend Dank, Herr," rief Richard, mit Lebhaftigkeit die Hand des Capitäns ergreifend. „Ihr sollt, das verspreche ich Euch, nicht bereuen, was Ihr an uns armen Jungen gethan habt."

„Ich spreche von Dir allein, Bursche!"

„Das kann Euer Ernst nicht sein," sagte dieser und ein Zug der Trauer legte sich um den noch eben hell lachenden

Mund. „Dann Herr, kann ich Euer Anerbieten nicht annehmen, denn ich müßte die in der Noth verlassen, die mich nicht verließen."

„Das ist brav von Dir," sagte der Capitän; dann wandte er sich zu den beiden anderen Burschen und rief: „Hallo, Ihr da! Wollt Ihr Schiffsjungen an Bord der „Elisabeth" werden?"

Die jungen Spree-Athener standen mit offenem Munde da. Dann schrieen sie laut auf vor Entzücken und Richard sprach verworrenes Zeug durcheinander.

Alle stiegen in die Schaluppe und diese fuhr bald darauf zum Westerpat hinaus. Es war die höchste Zeit. Das Hochwasser schwoll mächtig an, und das Boot war nahe daran zu kentern, als die Schaluppe an dem Fallreep der „Elisabeth" anlegte.

„Kann's los gehen?" fragte der Lootse, und auf den bejahenden Wink des Capitäns gab er den Befehl:

„An die Arbeit! Anker hoch!"

„Sofort!" entgegnete der Bootsmann, und alsbald scholl das einförmige Klappern der Pallen über Deck.

Die Binnenländer kamen, ohne sonderlich betrachtet zu werden, an Deck und verloren sich in dem Gewühl. Die Matrosen wußten nicht, was mit ihnen zu thun sei, und schoben den beiseite, der ihnen im Wege war. Sie drängten sich im Lee des großen Bootes wie zu einem Knäuel zusammen und sahen klopfenden Herzens, mit Zittern und Zagen auf das sich vor ihnen entfaltende Schauspiel.

Gleich stolzen Marmorsäulen ragten die mit Segeln bedeckten Maste in den blauen Himmel empor. Schäumend schoß das Schiff durch das Wasser und wurde von der ausströmenden Ebbe weit über die Blankeneser Berge hinausgetragen, unaufhaltsam der rothen Tonne zueilend.

Zweites Kapitel.

Eine neue Welt.

Im Lichte der aufgehenden Sonne strahlend, getragen von der unsichtbaren Strömung des Golfstromes, der durch den Meerbusen von Mexiko rauscht, umwallt von dem milden Hauch des östlichen Passatwindes zieht der stolze Dreimaster, der die Berliner zwischen seinen Planken birgt, gegen die Perle der Antillen, das zauberische Cuba, heran. An den Bord der Schiffe hin saust der fliegende Fisch und der ihm folgende gefräßige Delphin, oder jene dunkle, ungewisse Masse, welche auf der Königin der Antillen das Geisterschiff heißt und nichts anderes ist, als der gespenstische Schatten eines untergegangenen Schmugglerschiffes, das ein Mönch befehligte, der unter der Maske eines trostbringenden Dieners des Heilandes das einträgliche Gewerbe eines vom Glück begünstigten Freihändlers trieb.

Die drei angehenden Matrosen kommen, aber ungezählte andere flogen vor ihnen her und steuerten durch die Festungswerke von Mora und Punta in das innere Hafenbecken, an dessen äußerster Grenze sich der spanisch-westindische Weltmarkt dem staunenden Beschauer in all' seiner Pracht zur Schau stellt.

Dieser große Weltmarkt selbst entfaltet ein buntes Leben in hundert-, in tausendfachen Gestalten. Hier tanzt auf hochgethürmten Manicohaufen ein Affe, verfolgt von der kreischenden, olivenfarbigen Verkäuferin, und dort, zwischen den Orangen- und Patatenbergen flattert der buntgefiederte Papagei, von einer leichten Schnur am

Beine gehalten, krächzend hin und her. Auf seinem Knie dreht der wollköpfige Mulatte die duftige Cigarre und bietet sie, eine brennende Lunte in der Hand schwingend, dem Vorübergehenden zum Kaufe an.

„Hochwürdiger Pater!“ ruft er aufspringend und sich bekreuzend. „Gebt einem armen Jungen Euern Segen und zahlt einen Vintem für diese Cigarre, damit ich mir ein Stück Maisbrot kaufen kann. Ich habe seit gestern Morgen nichts gegessen, und mein Magen knurrt ganz entsetzlich.“

Der fromme Mann nahm die Cigarre, zündete sie an der Lunte an, machte das Zeichen des Kreuzes über dem Mulattenburschen und sprach im Weitergehen:

„Bleibe auf dem Wege der Tugend, damit Du nicht strauchelst und in die Schlingen fällst, welche der Gottseibeiuns den armen Sterblichen legt.“

Bei einem unscheinbaren Hause, dessen Jalousieen dicht verschlossen waren, stand der Pater still und zog die neben der Thür hängende Klingel. Eine junge Negerin öffnete und sagte:

„Gott schenke Euch tausend Jahre in Freuden, Sennor Padre. Meine Gebieterin, Sennora Aricia, wartet bereits seit einer Stunde auf Euch.“

Der Mönch ging in das Innere des Hauses. Die Sicherheit, womit er auftrat, zeigte, daß er hierorts wohl bekannt sei. Er ging in das am Ende des Flurs liegende Zimmer, welches in ein trauliches Halbdunkel gehüllt war. Die Dame des Hauses erhob sich bei seinem Eintritt, setzte sich aber alsbald wieder und deutete mit der Hand auf ein Tabouret zu ihrer Rechten, nahm aus einem fein polirten Kästchen eine Cigarre, brannte sie an der neben ihr stehenden Kerze an und reichte sie dem Pater mit den Worten:

„Gehen wir nun an die Geschäfte.“

Der Mönch begann mit einigen salbungsreichen Worten, allein Sennora Aricia fiel ihm schnell in die Rede, indem sie sagte:

„Frommer Pater Timotheus, ich bitte, verschont mich und Euch mit allem überflüssigen Ballast. Wir stehen beide im Dienst der Kirche — versteht sich, jeder auf seine Weise

— und wollen ihr vor den Leuten alle gebührenden Ehren erweisen. Wenn wir aber unter uns sind, laßt nur die Ceremonien beiseite."

Timotheus erwiderte hierauf nichts und ertränkte den aufsteigenden Ingrimm mit einem Glase goldigen Alicante. Sennora Aricia aber ließ ihm kaum Zeit, das Glas zu leeren, und fragte: „Wie weit seid Ihr in der Angelegenheit mit Don Fabio Contreras oder vielmehr mit dessen würdiger Gattin, der sehr frommen und sehr bußfertigen Donna Anna gekommen?"

„Donna Petrea?" fragte der Pater mit offenem Munde.

„Mit Donna Anna," wiederholte Sennora Aricia, „der tugendsamen Gattin des reichen Handelsherrn Don Fabio Contreras. Ei, mein guter Pater! Dachtet Ihr einmal im Trüben zu fischen, und den Zehnten, den die heilige Kirche großmüthig zahlt, in Euerm Säckel zu behalten? Verhüte Gott, daß ich dergleichen sündige Neigungen bei Euch aufkommen ließe, Ihr frommer Mann. Geht immerhin in das Gewölbe des Kaufherrn und sprecht von seinem erlaubten Handel und seinen verbotenen Liebeshändeln. Kasteit Euch, fastet und betet mit ihr; ich finde Euch doch aus, und was ich nicht finde, das spürt meine Freundin Sennora Petronella aus."

„Ihr seid ein Satan!" schrie der Pater, indem er aufsprang. „Lebt so wohl, oder so übel, als Ihr könnt, Weib! Ich will heute nichts mehr mit Euch zu schaffen haben."

Laut lachend begleitete die Dame den sich entfernenden Pater Timotheus.

Auf einem anderen Theile des Marktes, wo die ehrbaren Herren von der Börse neben einander standen, und ihre wechselseitigen Interessen erörterten, befand sich auch Sennor Contreras. Dieser Kaufmann hatte das Talent, sich mit einem solchen Nimbus zu umgeben, daß es selbst den schlauesten Börsenherren nicht gelingen wollte, denselben zu durchdringen. Fast das ganze Havanna war überzeugt, daß das Vermögen dieses Mannes nach Millionen zähle, während einzelne Stimmen behaupteten, er verstehe trefflich mit fremdem Gelde zu wuchern.

Sennor Perez, einer der gewandtesten Sensale, trat grüßend an ihn mit den Worten heran:

„Don Contreras, ich gratulire, oder vielmehr ich wünsche mir Glück, daß es mir noch einmal gelungen ist, Euch zu Diensten zu sein. Für die Morgen einlaufenden Wechsel ist alle Deckung vorhanden."

Das Gesicht des Kaufmannes erhellte sich bedeutend bei dieser Nachricht:

„Sprecht Ihr wahr?"

„Bei meiner Ehre! Alles ist so vorsichtig betrieben, daß Niemand auch nur die geringste Ahnung hat, wie dicht Euch das Messer an der Kehle saß. Ihr habt nun wieder Frist bis zur nächsten Kaffee-Ernte und wenn ich, ohne ruhmredig zu sein, behaupte, daß mich nur die freundschaftliche Ergebenheit, die ich für Euch hege, leitete..."

„Ich danke Euch, Sennor Perez," entgegnete der Kaufmann. „Laßt mich nichts weiter von Eurer Ergebenheit hören und macht Eure Rechnung auf, die schon jetzt mein Haar sträuben macht."

„Ihr verkennt mich," sagte Sennor Perez mit dem Tone eines Gekränkten. „Darum sollte ich auch mein Geheimniß für mich behalten, oder es einem andern vertrauen, der gütiger von mir denkt. Aber ich bin nun einmal darauf versessen, Euer Wohlthäter zu sein, und eröffne Euch hiermit, daß ein von Puertorico kommendes Schiff an Euch adressirt ist, welches Ereigniß, recht benutzt, für Euch von großem Nutzen sein kann."

„Nun, so redet!"

„Sennor Alavares in Puertorico, den wir neulich von einer Kalamität befreiten, erweiset uns diesen Gegendienst," sagte der Sensal. „Eine Hand wäscht die andere, so werden beide rein. Das Schiff ist ein Dreimaster und fährt unter Hamburger Flagge. Der Kapitän heißt William Brauns. Er ist ein guter Seemann, ein wenig Phantast und noch weniger Kaufmann. Daraus läßt sich etwas machen, sollte ich meinen."

Sennor Contreras nahm den Arm des Sensals und hielt mit demselben ein lange dauerndes Gespräch. Und während hier über das künftige Geschick eines Schiffes

und dessen Führer berathen wurde, lief eben dieses Schiff hart an dem Felsen von Mora vorüber, streifte dicht an der Punta vorbei und ließ in dem mächtigen Hafenbassin, das für tausend und mehr Fahrzeuge hinreichenden Raum bietet, seinen Anker fallen.

Drittes Kapitel.

In der Havanna.

Am Ufer des Meeres lag der Ruhesitz des Kaufherrn. In seinem Rücken rauschten hoch über ihn hinweg die Palmen von Jesus del Monte. Von dem einfachen, aber luftig und geräumig erbauten Hause führte der Garten in mancherlei Windungen durch heitere Blumenparterre's und kühle, schattige Gänge bis an die See. Nicht weit von der Rampe, welche von dem Herrenhause in den Garten hinabführte, stand der Haushofmeister. Ein eingeborener Havannese, aber von der glühenden Sonne im Laufe der Jahre so verbrannt, daß er leicht für einen Mulatten gelten konnte.

Die männliche und weibliche Dienerschaft des Hauses, die nur aus Sklaven bestand, war um ihn versammelt und er ertheilte ihr seine Befehle für den folgenden Tag.

„Da wir Gäste bekommen werden, heute, morgen, übermorgen, so will Don Fabio, unser Gebieter, daß die Tafel ausnehmend gut bestellt sei. „Für Dich, Paolo", sprach der Haushofmeister zu einem älteren, ernst aussehenden Sklaven, „habe ich einen besonderen Dienst ersonnen. Es wird ein Gast erwartet, welcher Schiffscapitän und von Geburt ein Deutscher ist. Du begreifst ohne weitere besondere Anweisung, welche Ehre Dir widerfährt, indem ich Dir die Bedienung des Kapitäns anvertraue, der übrigens, wie ich zu meinem Verdrusse vernehme, von

einem Schiffsjungen begleitet wird, den er kaum von der Seite läßt. Aber, da treten schon die Damen aus dem Hause. Fort! Fort, Paolo, und dränge Dich nicht den Sennoras in den Weg. Fort!"

Paolo entfernte sich ebenso schweigend, als er kam. Sennor Velasquez blieb aufrecht stehen, um zu erwarten, ob die Damen ihm im Vorübergehen etwas zu befehlen hätten.

Donna Anna schritt, ohne auf die Verbeugungen des Haushofmeisters zu achten, gravitätisch weiter, mit leisem Kopfschütteln ihre Tochter betrachtend, die vor ihr herhüpfte, ein Liedchen trällernd, mit den Blumen liebäugelnd, und dann wieder umkehrte und sich an den Arm der Mutter hing, lachend und scherzend, wie ein glückliches Kind, strahlend von Anmuth und Jugend.

In der Nähe begann eine Glocke zu läuten. Sie hing in der kleinen Kapelle, die sich an den Felsen lehnte, der den Garten vom Meere trennte.

Unter den Sycomoren erschien Pater Timotheus. Er war ein ganz anderer, als in jener Stunde, die er, den Becher in der Hand, bei Sennora Aricia zubrachte. Langsam näherte er sich den Damen; mit einfacher Würde und indem er das Zeichen des Kreuzes machte, deutete er mit der Hand nach der Gegend, wo die Kapelle lag.

„Liebes, theures Kind, es ist die Stunde, in welcher ich mich, unter dem Beistande des Paters, vor Gott dem Herrn demüthige und die heilige Jungfrau und alle Heiligen anrufe, damit sie mir beistehen mit ihrer Gnade. Begleite mich nicht. Ich muß allein mit meiner Heiligen sein. Sammle auch Du Dich in der Einsamkeit und wenn während meiner Abwesenheit Don Fabio eintrifft, entschuldige mich, wie Du kannst und darfst."

Sobald Livia allein war, fand sich ihr Vetter, Sennor Riccardo, bei ihr ein. Seine Kleidung war gewählt. Sein Gang, seine Geberden kündeten etwas Absonderliches an. Seine Worte klangen feierlich; das Pathos wurde nicht geschont. Umsonst! Donna Livia blieb unbewegt. Je mehr er sich anstrengte, desto gleichgiltiger ward sie; die Sonne selbst müßte, um in Riccardo's Weise zu sprechen, in dieser Eisregion zum Tode erstarren.

Velasquez, der Haushofmeister, kam eilends herbei und meldete die Ankunft des Gebieters, der bald nach ihm erschien. Er sah die jungen Leute sich gegenüberstehen, errieth leicht aus dem Benehmen beider, was hier vorfiel, und fragte stirnrunzelnd:

„Wo ist Deine Mutter?"

Bevor Livia noch antworten konnte, läutete es in der Kapelle von neuem und gleich darauf erschien Donna Anna unter den Sykomoren. Als der Kaufmann seine Gattin vor sich sah mit der demüthigen Leidensmiene und die Thränen bemerkte, welche ihre Wangen netzten, drängte er die schweren Vorwürfe zurück, die er auf der Zunge hatte, und begnügte sich mit den eisigen Worten:

„Ein deutscher Schiffscapitän ist mir von Puertorico aus empfohlen, dessen Anwesenheit in Havanna unter den obwaltenden Umständen für mein Geschäft von großem Nutzen sein kann. Ich habe mich deshalb veranlaßt gesehen, demselben meine Villa anzubieten. Er hat die Bitte erfüllt, mein Gast zu sein, und ich fordere von allen meinen Angehörigen, daß sie den Sennor mit aller Aufmerksamkeit behandeln."

Dann ging er dem Haushofmeister entgegen, der außer Athem mit der Meldung angelaufen kam, daß der deutsche Sennor in der Nähe der Villa sei und in wenigen Augenblicken vorfahren werde. — — — — — —

Der feierliche Empfang war vorüber.

Kapitän William Brauns, der spanischen Sprache vollkommen mächtig, begann sich mit den Damen zu unterhalten.

Der Haushofmeister erschien und kündigte an, daß die Mahlzeit bereitet sei. Man betrat die offene Veranda, auf welcher sie servirt war, und das Essen ging mit all' jener Umständlichkeit vor sich, die jeden an dergleichen nicht gewöhnten Nordländer zur Verzweiflung gebracht haben würde. Aber William Brauns, der Kapitän der „Elisabeth", fühlte sich ganz behaglich, und nachdem er die Gesundheit seines Wirthes mit aller Umständlichkeit getrunken hatte, sprach er in einer zierlich gehaltenen Rede den Damen seinen Dank aus.

Nach beendeter Mahlzeit rückte der Hausherr seinen

Stuhl und alle anderen erhoben sich mit ihm. Die Dienerschaft eilte herbei, um ihre Dienste anzubieten, und jeder Einzelne begab sich in das ihm angewiesene Gemach, um von den Anstrengungen des Tages auszuruhen, bis die Abendkühle zu neuer Geselligkeit einlud.

Paolo schritt gravitätisch dem Kapitän voran, und öffnete die Thür zu dessen Wohnzimmer, aber ein grimmiger Aerger malte sich in seinen Zügen, als der junge Seemann dem Kapitän voran in die Stube eilte und der Letztere dem Neger mit einer Handbewegung andeutete, daß er seiner nicht weiter bedürfe. Mit verbissenem Groll eilte Paolo davon, um dem Haushofmeister die erduldete Beschimpfung zu klagen.

Viertes Kapitel.

Capitän und Schiffsjunge.

Seit jenem feierlichen Empfange waren einige Tage verstrichen. Die Gesellschaft auf der Villa Contreras war dieselbe, aber deren Physiognomie ist bedeutend verändert. Capitän Brauns benahm sich als ein galanter Ritter gegen die Damen, wenn auch mit verschiedenem Erfolge. Sennora Anna behandelte ihn nach dem Befehl ihres Gemahls mit großer Höflichkeit, doch mischte sich diesem Wesen stets eine Anwandlung von Furcht bei, seitdem sie erfahren, daß der Capitän ein verruchter Ketzer sei. Die Luft in seiner Nähe schien ihr verpestet. Sie wagte kaum zu athmen und wenn er sie verließ, warf sie sich in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem Muttergottesbilde in die Kniee, die Heilige um Vergebung für die begangene Frevelthat zu bitten.

Anders benahm sich Donna Livia. Sie lachte und scherzte mit ihm. Sie sang mit ihrer schönen Stimme auf seine Bitte die glühendsten altspanischen Romanzen, und horchte mit Erstaunen, getheilt zwischen Furcht und Freude, wenn jener ihr von der fernen, nordischen Heimath erzählte. Er sprach mit Feuer von dem wirbelnden Schnee, der in dichten Flocken sich lautlos auf die Erde herabsenke und diese in ein weißes Leichentuch hüllte; oder von der See, welche im Kampfe der Wellen die schwimmenden Eisblöcke durch- und übereinander wirft.

Richard blieb ein treuer Wächter seines Herrn, der erste unter den deutschen Schiffsjungen, der sich mit bewundernswerther Schnelle in jedes Seewerk fand, stets in dessen Nähe und hatte auf alles acht, was sich daselbst begab. Der junge Riccardo war ihm längst aufgefallen. In jener Stunde, da er einen tödtlichen Blick auf Capitän Brauns warf, als dieser der Dame besonders feurig die Hand küßte, sagte er zu sich:

„Das ist allemal Einer, dem nicht zu trauen ist. Richard suchte seinen Capitän und fand ihn in einem abgelegenen Theile des Gartens, auf einer Felsbank, den Blick auf die leuchtende See gerichtet. Das Jodeln des lustigen Matrosen weckte ihn aus seinem Sinnen und ihn anschauend, fragte er:

„Was willst Du hier?"

„Ich möchte Euch um etwas bitten, Capitän."

„Hast Du Dummheiten angezettelt, Junge, die ich wieder gutmachen soll?" fragte Brauns, halb im Ernst, halb im Scherz. Der lebhafte, junge Seemann, welcher zugleich seinen Kammerdiener vorstellte, erfreute sich der höchsten Gunst seines Herrn.

„Ich nicht, Capitän!" entgegnete Richard rasch. „Ihr seid es, der einen falschen Cours steuert und ich wollte Euch bitten, die Mißweisung Eures Compasses zu untersuchen."

„Bursche!" rief der Capitän und sprang von seinem Sitze auf. Die hohe Stirn zog sich in bedenkliche Falten.

„Seid nicht böse, Capitän, und Ihr werdet sehen, daß ich es ehrlich mit Euch meine. Dies Herz ist treu wie Gold, Capitän."

„Erlaubt Ihr, daß ich Alles sagen darf, was ich weiß?"

„Rede!" sprach der Capitän tonlos.

„Hier im Hause ist ein alter Mann. Er heißt Velasquez und stellt einen Haushofmeister vor, welches mir so viel zu sein scheint, als bei uns am Bord ein Hochbootsmann. Holla ahoi, Capitän, lugt aus und hört, was Velasquez sagt: Sennor Riccardo sei der Vetter vom Hause und die schöne Dame Donna Livia, sei dessen Braut. Die Krankheit, woran die Spanier am meisten leiden, sei die Eifersucht und diese kurire man nur mit einem scharfen Messer. Seht Euch mit diesen bösen Spaniern vor, Herr. Sie haben nichts Gutes im Sinn. Vor Allem aber nehmt Euch vor diesem Riccardo in Acht. Vor einer Stunde ist er wie toll und blind davon gefahren, allein er kann über Nacht wiederkommen und ihr habt einen festen Schlaf."

„Ich danke Dir! Du bist ein braver Junge," sagte der Capitän, Richard die Wange klopfend. „Ich will es mir gesagt sein lassen, und auf meiner Hut sein."

„Das wird gut sein, Capitän," entgegnete dieser. „Und ich will wieder zu Vater Velasquez gehen, um noch mehr Spanisch zu lernen, und außerdem gute Wacht halten. Es ist prächtig hier und sie traktiren uns herrlich, aber ich wollte doch, wir wären erst wieder an Bord."

Richard ging. Capitän Brauns blieb nachdenklich zurück. Er hatte vollauf Ursache dazu. Aber indem er langsam weiterschritt, gewahrte er nach einiger Zeit Donna Livia, begleitet von ihrer Lieblingssklavin. Vergessen war die Warnung seines treuen Gefährten. Er eilte der Donna entgegen, die ihn mit einem huldvollen Lächeln empfing.

Mehrere Tage waren wiederum verstrichen, Sennor Contreras kam nicht, um seinen Gast zu besuchen; auch Riccardo ließ sich nicht blicken. Brauns verstrickte sich immer tiefer in den Liebesfesseln der schönen Tochter der Havanna und Donna Livia gab sich ihm immer unbefangener hin, bis er ihr endlich in glühenden Worten seine Liebe gestand und den Vater um seinen Segen bat.

Fünftes Kapitel.

In der eigenen Schlinge gefangen.

Don Contreras war von einer angeblichen Geschäftsreise zurückgekehrt und nun saßen sich beide gegenüber, der Capitän und der Kaufmann. Der erstere, schuldbewußt, mit niedergeschlagenen Augen, der andere, im Gefühl der Uebermacht, kalt und stolz, den eisigen Blick fest auf sein Gegenüber gerichtet. Außer Stande, einen solchen peinlichen Zustand länger zu ertragen, beschloß der Capitän, die unheimliche Stille zu unterbrechen. Der Kaufmann bemerkte es und kam ihm zuvor:

„Capitän Brauns, Ihr seid mir von einem Handelsfreunde empfohlen, und ich glaube mich gegen Euch so betragen zu haben, daß Ihr mir das Zeugniß nicht versagen dürft, die Pflichten der Gastfreundschaft gegen Euch im vollsten Maaße erfüllt zu haben. Ich öffnete dem Gastfreunde mein Haus. Auf seine Ehrenhaftigkeit bauend, führte ich ihn in den Schooß meiner Familie ein ..."

„Nicht weiter, Sennor!" rief der Capitän, nicht im Stande, die abgemessenen, berechneten Worte des Kaufmanns, die wie Dolchstiche trafen, länger zu ertragen. Vergönnt mir, das Wort zu nehmen."

„Was habt Ihr für eine Entschuldigung?" sprach der Kaufmann, mit derselben verletzenden Kälte. „Ihr wußtet, daß meine Tochter verlobt war, verlobt auf meinen Befehl."

„Verzeiht, Sennor," sagte der Capitän. „Das war die Dame nicht. Ihre Abneigung gegen den ihr vorgeschlagenen Gemahl ..."

„Wenn es in Eurer Heimath Sitte, daß die Väter ihre Töchter fragen, wenn sie eine vortheilhafte Parthie für diese arrangirt haben, bei uns nicht. Bei uns, Sennor, herrscht ein anderer Brauch. Die Väter befehlen und die Töchter gehorchen."

„Und hat das Herz hier keine Rechte?" fragte William erregt. „Gönnt Ihr der edelsten, reinsten Leidenschaft, der Liebe, kein Wort, wenn es sich um das Glück eines ganzen Lebens handelt?"

Der Kaufmann erwiderte auf diese Frage nichts, sondern sagte:

„Mir ist die größte Hoffnung meines Lebens zerstört durch Eure Werbung. Sennor Riccardo wird nach dem, was hier vorgefallen ist, die Hand meiner Tochter zurückweisen und mein Haus ist beschimpft."

„Ich biete jede Genugthuung, die ich zu bieten vermag," erwiderte der Capitän hastig, „biete sie Euch mit vollen Händen. Gebt mir Eure Tochter zum Weibe!"

Don Fabio verzog das Gesicht zu einem spöttischen Lachen:

„Nennt Ihr das Genugthuung, indem Ihr Euch erbietet, die schönste Dame der Havanna, die Erbin einer Million, allergnädigst als Gattin anzunehmen?"

„Ich verlange nur die Hand Eurer Tochter und biete Euch jede Bürgschaft für einen ihr würdigen Unterhalt. Nach Eurem Gelde frage ich nichts. Standesunterschiede walten zwischen uns nicht ob. Ein Capitän, der ein Schiff sammt Ladung führt, die ihm zum großen Theil gehören und die sein alleiniges Eigenthum sind, sobald er es selbst will, darf sich ohne Ueberhebung mit dem Kaufmann auf eine Stufe stellen. Haltet nicht länger mit Eurer Erklärung zurück, Sennor, und bedenkt, daß wir nur als Freunde oder als unversöhnliche Feinde von diesem Platze gehen können."

Eine tiefe Stille trat nach diesen Worten ein, noch peinlicher als die, welche vor dem Beginn des Gespräches zwischen den beiden Männern herrschte. Endlich nahm der Kaufmann das Wort:

„Da wir uns in einer Lage befinden, die keinem gestattet, das zu thun, was uns beliebt, sondern die uns

thun läßt, was wir müssen, willige ich, wenn auch nicht freudigen Herzens, sondern weil mich die Nothwendigkeit zwingt, in Eure Verbindung mit meiner Tochter. Es geschieht indessen nur in der Voraussetzung, daß Ihr die von mir gestellte Bedingung pünktlich erfüllt," sagte der Kaufmann.

„Ich willige in Alles!" rief der Capitän. „Es wird nie eine Forderung bereitwilliger erfüllt werden, als diese."

„Diese Aenderungen in der Familie werden viele Beziehungen, welche für unauflöslich galten, abbrechen," sagte der Kaufmann nach einer kurzen Pause. „Mein Neffe Riccardo, den Ihr aus seiner Stellung zu meinem Hause verdrängt, wird von dem Augenblicke an, da er dies erfährt, aus einem ergebenen Verwandten mein unversöhnlicher Feind. Der kindlichen Zuneigung des jungen Mannes, die überhaupt nie seine starke Seite war, kann ich entbehren, aber nicht seines Geldes. Er ist mit großen Summen in meinem Geschäfte betheiligt und wird keinen Anstand nehmen, diese sofort zurückzuziehen."

„Gestattet dem Manne, der sein schönstes Glück aus Eurer Hand empfangen soll, an die Stelle des Sennor Riccardo zu treten!" erwiderte der junge Capitän feurig.

„Nehmt meinen Dank für Eure Bereitwilligkeit," sagte der Kaufmann. „Dies ist aber nicht das Opfer, was ich von Euch fordere. Meine Absicht ist, Euch sammt Euerm Schiffe und Eurer Mannschaft in meine ausschließlichen Dienste zu nehmen und Euch nicht nur das Kommando dieses Eures eigenen Schiffes, sondern auch das eines andern, welches mein Eigenthum ist, anzuvertrauen."

„Was soll diese eigenthümliche Anordnung bedeuten?"

Der Kaufmann ließ diese Frage unbeantwortet und sagte:

„Der Befehlshaber jenes Schiffes, das Euerm Kommando untergeben werden soll, besaß mein ganzes Vertrauen und rechtfertigte dasselbe in jeder Weise. Ein schlimmes Ereigniß beraubte mich seiner Dienste. Er fiel im Kampfe mit aufrührerischen Negern."

„Wie, Sennor?! Wenn ich recht ahne ..."

„Ich bezweifle nicht, daß Ihr den Cours errathet, den ich Euch steuern heiße," sagte lächelnd der Kaufmann. „Was die verrätherischen Hunde mir raubten, indem sie mir diesen tüchtigen Offizier erschlugen, sollt Ihr mir doppelt ersetzen. Die Fahrzeuge können auf ihren Hin- und Herfahrten, sobald alles geregelt ist, durch gewandte Steuerleute befehligt werden. Ihr selbst nehmt dann Eure Station auf der Küste von Kongo, wo Ihr zwar nicht die Annehmlichkeiten der Villa Contreras, aber doch eine leidliche Unterkunft findet und es in Eurer Macht habt, ein Millionär zu werden."

William Brauns erhob sich und rief empört: „Zu einem Sklavenhändler wollt Ihr mich machen?"

„Mein Antrag überrascht Euch. Es ist billig, daß ich Euch Zeit gebe, Euch wieder zurechtzufinden. Nach einer Stunde wollen wir uns wieder treffen, dann werdet Ihr eine Antwort für mich bereit haben."

„Die Antwort könnt Ihr jetzt schon hören," entgegnete der Capitän. „Wie ist es nur möglich, daß Ihr einen Mann zum Schwiegersohn wählen könnt, der ein Gewerbe solcher Art betreibt? Nie kann ich denken, daß eine edle, hochherzige Dame es über sich gewinnen könnte, ihre Hand einem Manne zu geben ..."

„Glaubt Ihr?" unterbrach ihn der Kaufmann lachend. „Ihr urtheilt als ein Nordländer. Wir Spanier sind entgegengesetzter Meinung. Der Neger hat vor anderen Thieren nur dies voraus, daß er auf zwei Beinen geht. Wenn Ihr aber so zarte Besorgnisse hegt, will ich Euch Gelegenheit geben, Eure Gewissenscrupel zu beseitigen."

Er schrieb rasch einige Zeilen, dann zog er die Klingel.

Sich zu dem eintretenden Diener wendend, sagte er: „Führt diesen Herrn zu meiner Gemahlin und gebt zugleich der Sennora diesen Zettel. Geht, Capitän, und kehrt alles zum Besten, sowohl um Euret- als um meinetwillen."

Kurze Zeit darauf trat William, geführt von dem Diener, bei Donna Anna ein.

Die Dame erwiderte seinen ehrfurchtsvollen Gruß mit einer ceremoniellen Verbeugung und sagte:

„Da mein Gemahl in diesen Zeilen den Wunsch äußert, ich möchte Euch eine geheime Unterredung mit unserer Tochter erwirken, so sei Euch dieselbe gewährt. Livia ist bereit, Euch anzuhören."

Donna Anna wollte sich entfernen. Der Capitän suchte sie durch eine Handbewegung zurückzuhalten und sagte:

„Nehmt meinen heißen Dank für diese Gunst. Wenn es aber Euer Gnaden gefällig wäre, dieser Unterredung beizuwohnen ..."

Donna Anna ließ ihn nicht vollenden, sondern sagte, indem sie in das anstoßende Zimmer ging:

„Das wäre gegen den Wunsch meines Gemahls, dem ich Gehorsam schuldig bin. Erlaubt, Sennor."

Sie entfernte sich und der Kapitän befand sich allein dem geliebten Mädchen gegenüber.

Livia ergriff den Geliebten bei der Hand und blickte ihm in's Auge; sie sah den Ernst, der auf seiner Stirn thronte und fragte in leidenschaftlicher Erregung:

„Sprich, was ist geschehen, mein innigst geliebter Freund, was soll ich hören?"

„Ich möchte Dir eine Frage vorlegen, theure Livia," sagte der Capitän, „und ich erbitte von Dir, daß Du sie mir aufrichtig beantwortest; einfach und ohne Rückhalt."

„Das will ich. Frage!"

„Ich hatte eine Unterredung mit Deinem Vater. Du warst der Gegenstand unseres Gesprächs. Er überhäufte mich mit Hohn und Spott und nur der Gedanke an Deine Liebe gab mir die Kraft, bei seinen Schmähungen gelassen zu bleiben."

Ihn zärtlich in die Arme schließend, drückte sie einen Kuß auf seine Lippen und sagte: „So danke ich Dir Deine Treue."

„Dein Vater wurde endlich ruhig. Er ließ durchblicken, daß nach Allem, was geschehen, Don Riccardo zurücktreten werde, und daß er dann nicht abgeneigt sei, in unsere Verbindung zu willigen, wenn ich eine Bedingung, die unerläßlich sei, einginge."

„Und was ist das für eine Bedingung?“ fragte Livia rasch. „Ist es Dir möglich, sie zu erfüllen?“

William nannte sie. Mit aller Umständlichkeit erzählte er, was Fabio Contreras von ihm verlange. Livia hörte ihn aufmerksam an. Es schien, als hätte sie, wer weiß, welches Entsetzliche zu hören erwartet und nun handelte es sich um die einfache Annahme oder Ablehnung eines Kommandos nach der afrikanischen Küste. Der Capitän sah an dem sonnigen Lächeln, das um ihre Lippen schwebte, daß es ihr federleicht dünkte, des Vaters Verlangen zu erfüllen und sie staunte nicht wenig, als der Geliebte jetzt im feierlichen Tone fragte:

„Und jetzt frage ich Dich, Geliebte meines Herzens, ob Du, wenn ich dieses Kommando annehme, mich eben so lieben und achten kannst, als Du es früher thatest?“

„Weshalb denn nicht, mein geliebter Freund?“ sagte sie scherzend, indem sie ihren Kopf an seine Brust legte und ihm in die treuen blauen Augen sah. „Du wirst nicht mehr und minder thun, als was hunderte thaten und thun werden. Du wirst sie übertreffen, denn Du bist klug und tapfer und wirst Deinen Namen in jenen Gewässern mit strahlendem Glanze umgeben.“

Der Capitän war sprachlos. Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Es war ihm in dieser Minute klar, daß Livia eine Tochter des spanischen Westindien sei, welche nicht nur nicht den Sklavenhandel als etwas Unehrenhaftes betrachtete, sondern den Muth und die Kühnheit jener Männer, die sich diesem gefahrvollen Gewerbe hingeben, mit unbeschränktem Lobe anerkannte. In diesem Augenblicke fühlte er, daß trotz der innigen Zärtlichkeit, die er für Livia empfand, eine weite Kluft sich zwischen ihnen ausdehnte und ein Zug tiefer Trauer verdüsterte sein sonst so heiteres Angesicht.

Mit dem Blicke der Liebe erkannte Livia die Veränderung, die mit ihrem Geliebten vorging und erschreckt rief sie:

„William, theurer Freund! Was erschüttert Dich so sehr? Habe Vertrauen und offenbare Dich mir.“

„Ich zweifle, daß Du mich verstehen würdest, wenn ich es Dir mit einfachen Worten sagte,“ entgegnete er traurig.

„Das ist der düstere Schleier, der sich über unser sonst so rosiges Glück ausbreitet. Es ist die Scheidewand, die sich zwischen Nord und Süd aufrichtet, welche wir nicht zu durchbrechen vermögen. Aber damit Du nicht irre an mir wirst, will ich Dir zu sagen versuchen, was ich denke und empfinde."

„O rede!" sagte sie in fliegender Hast, indem sie den Capitän zu einem Sessel führte.

„Sprich zu mir, Sendbote aus dem Norden! Die Tochter des Südens ist bereit, Dich anzuhören. Weihe sie ein in die Geheimnisse der neuen Lehre."

Und er erklärte ihr Alles. Tief aus dem Innern kamen seine Worte und fanden Eingang in das jugendlich-offene Gemüth. Zum ersten Male hörte sie von Menschenwürde und Menschenwerth. Sie brach in Thränen aus, umschlang den Freund mit ihren Armen und rief in leidenschaftlicher Stimmung:

„Nicht weiter, Geliebter! Halte ein um der ewigen Barmherzigkeit willen. Ich habe Deine Worte vernommen, und sie entzündeten einen mächtigen Brand in mir. Begreife ich auch nicht Alles, was Du sprachst, klar und deutlich, ahne ich doch den Sinn, der in Deinen Worten liegt und beuge mich vor der Allgewalt desselben. Geh', mein theurer William, und überlasse mich mir selbst. Ich muß mich mit mir allein berathen."

„Lebe wohl," sagte er milde, indem er sich von ihren umstrickenden Armen sanft losmachte. „Dein guter Genius lasse Dir klarer werden, was ich sagte und nicht ganz zu enthüllen vermochte. Morgen wollen wir uns wiedersehen. Bis dahin mögen die entscheidenden Würfel ruhen."

William Brauns verließ das Haus und stieg hinab zu den dunklen Schattengängen, die an der offenen Seebucht lagen, welche tief in das Land hineinschnitt. —

Hier trieb sich auch Richard unter den Bäumen umher. Sobald er des Capitäns ansichtig wurde, hielt er sich vorsichtig in dessen Nähe.

In dem dichten Gebüsch raschelte es. Durch irgend etwas aufgestört, flatterte ein Papagei aus dem Dickicht und setzte sich auf den nächsten Baum.

Richard stutzte. Es war nicht die Stunde, wo die Papageien umherzufliegen pflegten. Thier und Menschen hielten gewissenhaft ihre Siesta. Geschickt wußte er eine Schwenkung zu machen, die ihm gestattete zu entdecken, was hinter jener Hecke vorging, ohne selbst gesehen zu werden.

„Was bedeutet das?" flüsterte Richard vor sich hin. „Ein Mann, der trotz der Hitze in einen Mantel gehüllt ist und sich nach allen Seiten umschaut, als fürchte er erkannt zu werden. Der muß etwas zu verbergen haben."

Er setzte seine Beobachtungen fort und sagte nach einer Pause:

„Das Gesicht habe ich schon gesehen, und wieder erkannt. Der Sennor Riccardo ist es, dem mein Capitän die schöne Braut abspenstig machte und der schon um das Haus herumschlich, als die beiden in der Grotte beisammen waren und alles entdeckt ward. Nun heißt es, die Augen offen halten, wie bei dunkler Nacht, wenn man am Steuer steht und eine Sturmbö im Anzuge ist."

Mit allen Wegen und Gängen des Gartens bekannt, begann er seinen Plan zur Ausführung zu bringen und sich der Stelle zu nähern, die ihm für seine Beobachtungen am günstigsten lag.

William erschien, nachdem er sich von Livia in tiefer Bewegung trennte, im Garten. Er schlug, wie Richard vermuthet hatte, die Richtung nach der Grotte ein. Das Auge des jungen Mannes war scharf, wie das Auge des Falken.

Nun erreichte der Kapitän die Stelle, wo Riccardo verborgen lag. Nun schritt der Fuß an der verhängnißvollen Stelle vorüber; nun hatte er seinen Feind im Rücken.

Riccardo erhob sich aus der gebückten Stellung und fuhr rasch in die Höhe. Das Gesicht mit der Maske verhüllt, den Mantel fest um die Schulter, den blinkenden Dolch in der Hand, war er zum Sprunge bereit. Das Leben des Capitäns schwebte auf der Spitze der verrätherisch gezückten Waffe.

„Elisabeth Ahoi!" erklang es hell und vernehmlich. Auf den Ruf, der den Namen seines Schiffes erschallen ließ, wendete sich William um und stand seinem Feinde gegen-

über. In demselben Augenblicke war Richard mit einem Sprunge in Riccardo's Rücken und zerrte ihm den Mantel von den Schultern.

Der Capitän erkannte mit einem Blick den tückischen Verrath, der hier im Hinterhalte lauerte und den treuen Wächter, der den drohenden Schlag abwendete.

„Er hat die Arme frei, Capitän," rief Richard und sprang seitwärts, dem drohenden Schlage des vor Wuth schäumenden Spaniers ausweichend. „Nun geht auf ihn los und tränkt ihm seine Bosheit ein."

Jetzt standen sich die beiden Nebenbuhler — der beglückte und der verschmähte — einander gegenüber. Der Capitän ging rasch ein paar Schritte zurück, zog den Revolver und hielt sich zur Abwehr bereit.

„Nichtswürdiger! Ist es mir nicht gelungen, Dich hinterrücks wie eine Bestie abzuwürgen, will ich Dich von vorne packen und meine eisernen Zähne in Dein verrätherisches Herz schlagen."

Mit einem mächtigen Sprung, der Hyäne gleich, die sich auf das unbewachte Opfer wirft, warf er sich auf Brauns. Der Capitän hielt ihm seine Waffe entgegen und rief mit lauter Stimme:

„Feigling! Zurück, wenn Euer Leben Euch lieb ist! Ihr rennt blindlings in's Verderben."

Doch Riccardo sah und hörte nichts in seiner Raserei. Mit hoch gehobenem Dolch vorwärts dringend, stürzte er gegen die Waffe des Gegners, die sich durch den Anprall entlud und sank, von Blut überströmt, zu Boden.

Starr vor Entsetzen stand der Capitän regungslos vor der Leiche. Neben ihm sein treuer Wächter.

Dann warf sich Brauns, aufgeschreckt aus seinem Hinstarren, neben dem Gefallenen in die Kniee. Er suchte ihm Hilfe zu bringen und rief:

„Schnell, Richard! Schaffe einen Arzt. Heute Morgen ist ein solcher hier gewesen. Vielleicht weilt er noch in der Nähe ..."

Richard hörte die letzten Worte nicht mehr. Er war auf und davon. Doch Hülfe kam zu spät.

Die Dienerschaft hatte das ganze Haus in Alarm ge-

jetzt. Die Bewohner desselben — Herr und Sklaven — eilten herbei.

„Was geht hier vor?“ rief Sennor Contreras, der Allen voran war. „Wer beging diesen Mord?“

Brauns sprang auf und sagte mit ernsten Worten:

„Ein Mord ist hier nicht begangen. Nur gerechte Nothwehr gegen einen meuchlerischen Ueberfall!“

Mit fest aufeinander gepreßten Lippen stand Sennor Contreras vor der Leiche seines Verwandten. Durch kein äußeres Zeichen verrieth sich, was in seinem Innern vorging. Jetzt trat er zu dem Capitän, ergriff seinen Arm und sagte:

„Capitän Brauns, Ihr gabt Eurem Hiersein auf meiner Villa durch diese That einen glorreichen Abschluß. Was, meint Ihr, werde ich thun müssen, um Euch zu überbieten?“

„Thut, was in Eurer Macht steht, ich werde gerechte Richter finden!“ war die Antwort.

„Glaubt Ihr?“ entgegnete der Kaufmann. „Ihr, ein Fremder, angeklagt, auf frischer That ertappt, als der Mörder eines Mannes, der zu den ersten Familien des Landes zählt! Ihr hofft auf Gnade?“

„So sterbe ich im Bewußtsein meiner Unschuld!“

„Nein! Nein!“ rief Livia herbeieilend und ihn umschlingend. „Er stirbt nicht, oder ich mit ihm“.

„Was willst Du hier, Du Thörin!“ grollte der Kaufmann, zwischen beide tretend. „Mir ist die Gastfreundschaft so heilig, daß ich sie auch dem Mörder gegenüber aufrecht erhalte. Nun, Sennor Capitano, sind Eure Scrupel noch derartig, daß Ihr einen Kerker und eine Anklage auf Tod und Leben einem Commando nach Afrika vorzieht? Redet!“

Livia, welche den Sinn dieser Rede wohl begriff, drang in den Geliebten zu fliehen.

„Hier könnt Ihr nicht bleiben. Auch in der Stadt seid Ihr nicht sicher. Nur am Bord eines Schiffes, welches bestimmt ist, Gold gegen Gold an einer fernen Küste einzutauschen, kann ich Euch vor dem eisernen Arm der heiligen Hermandad schützen.“

„Folge dem Vater, Geliebter!“ flehte Livia.

„Erhaltet Euch für diese!“ raunte der Kaufmann dem Capitän zu.

„Wohlan, ich gehorche!“ entgegnete dieser betäubt.

Der Kaufmann hatte schon vorher dem Haushofmeister Velasquez Zeichen gemacht, worauf sich dieser entfernte. Jetzt kehrte er zurück und sagte leise:

„Alles bereit!“

Sennor Contreras ergriff die Hand des Capitäns. Dieser flog auf Livia zu und schloß sie fest in seine Arme. Ein letzter Kuß, ein letztes Lebewohl, dann trennten sie sich.

Indessen waren Pferde gebracht. Ihre flüchtigen Hufe trugen den Capitän und seinen Begleiter Richard von dem verhängnißvollen Schauplatz.

Sechstes Kapitel.

Tolle Streiche.

Die Villa ist verlassen von ihren Bewohnern. Wirth und Gäste haben sich in eilender Hast nach der Havanna begeben. Die Damen sind ihnen in äußerster Bestürzung gefolgt. Die heilige Hermandad war von früh morgens bis spät abends auf den Beinen, um auf den Mörder zu fahnden. Umsonst. Sennor Fabio Contreras benahm sich in diesem kritischen Falle mit vieler Besonnenheit. Er war der Erste, welcher sich bei der hart betroffenen Familie einfand, den bedauernswerthen Unfall beklagte, und freiwillig sich zu jedem Dienste erbot, der den Angehörigen von einigem Werth sein könne. Gegen die öffentlichen Behörden handelte er mit gleicher Rücksicht. Er gab zu, daß

der Capitän William Brauns die That — wenn gleich absichtslos — vollbrachte, und daß er denselben nach der Stadt schaffte, um ihn der Wuth der Dienerschaft zu entziehen, nicht aber, ihm zur Flucht zu verhelfen. Der Capitän habe sich mit seiner Bewilligung an Bord seines nach Afrika bestimmten Schiffes der „Albatros" begeben; allein die Segelordre habe sich der Capitän selbst ausgestellt. Zu des Kaufmanns Erstaunen sei das genannte Schiff am andern Morgen schon auf offener See gewesen. Als die Hafenbehörde Miene machte, das eigene Schiff des flüchtigen Capitäns, die „Elisabeth" an die Kette zu legen, versicherte Sennor Fabio Contreras, daß er zu seinem großen Bedauern dieser Absicht keinen Vorschub leisten könne, da der Flüchtling an dieses Schiff durchaus kein Recht mehr habe, indem selbiges durch Kauf sein — des Kaufmanns — rechtmäßiges Eigenthum geworden sei.

Der Capitän, des Mordes in hohem Grade verdächtig, war entflohen. Sein Eigenthum war vor jenem Ereigniß an einen andern durch Kauf übergegangen. Es war Niemand mehr gefänglich einzuziehen; kein Vermögen mit Beschlag zu belegen. Die Bemühungen der heiligen Hermandad wurden überflüssig; sie zog sich von diesem Schauplatz ihrer Wirksamkeit zurück, um einen andern, für ihre Thätigkeit erfolgreicheren, aufzusuchen.

Am Bord der „Elisabeth" gingen mancherlei Veränderungen vor, die darauf schließen ließen, daß dies gute Schiff zu dem bisherigen Dienste nicht mehr verwendet werden sollte. Die Mannschaft steckte die Köpfe zusammen, fing an zu murren, weigerte sich, die aufgetragenen Arbeiten auszuführen und wollte aus dem Munde des Capitäns vernehmen, ob es wahr sei, daß die „Elisabeth" zum Sclavenschiff bestimmt sei? In diesem Falle fordere sie ihre Entlassung. Der größte Theil der Matrosen bestand auf dieser Forderung; an ihrer Spitze stand der erste Steuermann. Der kleinere Theil erklärte, unter allen Umständen bei dem Schiffe bleiben zu wollen. Zu diesen Männern hielten sich die Berliner Matrosen, der forsche Richard immer voran.

Sennor Contreras kam an Bord, der vor den Leuten

als der alleinige Eigenthümer der „Elisabeth“ galt. Er ließ die gesammte Mannschaft antreten und sagte:

„Capitän William Brauns ist geborgen und wird zur rechten Zeit erscheinen, um das Kommando dieses Schiffes, welches jetzt mir gehört, zu übernehmen. Wir fahren auf Afrika und treiben Handel mit Gold, Elfenbein und Ebenholzblöcken. Der härtere Dienst verlangt bessern Lohn, und für diejenigen von Euch, welche bleiben, erhöht sich die monatliche Heuer um das Doppelte. Die Uebrigen mögen ihr Bündel schnüren, und in das bereitliegende Boot steigen; ihr Guthaben wird ihnen in meinem Comptoir ausbezahlt. Eine halbe Stunde habt Ihr Zeit, Euch zu bedenken.“

Sich eine Cigarre anzündend, ging Contreras das Halbdeck auf und ab. Die Matrosen unterhielten sich lebhaft. Die Verheißung einer doppelten Heuer blieb nicht ohne Wirkung. Aber sie hielt nicht aus. Die Meisten blieben dem ersten Entschluß treu; sie schnürten ihre Kleidersäcke und fuhren mit dem bereitliegenden Boot an das Land.

Nachdem die Meisten sich entfernt, näherte sich ein zweites Boot dem Fallreep. Es war vollgepfropft mit einer Anzahl abenteuerlicher Gestalten, die einen unheimlichen Eindruck machten. Wilde, von Leidenschaften aller Art zerrissene Physiognomien, mit nothdürftiger Kleidung versehen und keinen Kupfer-Realen in der Tasche. Mit lautem Schreien enterten sie das Schiff auf und geberdeten sich wie die Herren desselben, nicht achtend derjenigen, die von der früheren Besatzung auf demselben zurückgeblieben waren.

Sennor Contreras warf die erloschene Cigarre über Bord, stellte den jungen Mann, der mit dem wilden Trupp auf das Schiff kam, als ersten Offizier vor und übergab demselben das Commando. Zugleich gestattete er denen, die dem Schiffe und dessen Capitän treu blieben, als besondere Belohnung, bis kurz vor der Abfahrt am Lande bleiben und sich dort nach Belieben ergötzen zu können. Eine Hand voll blitzender Duero's machte dies Geschenk zu einem noch willkommeneren.

Auch die drei Berliner Jungen rüsteten sich, von der

erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen, und saßen bald darauf in einer nahegelegenen Schenke hinter einer dampfenden Bowle, der sie wacker zusprachen.

„Hört, Jungens," begann Richard, „die Art von Geschäften, besonders mit dem Ebenholz, gefällt mir nicht; aber vor einem Werk, welches Capitän Brauns auszuführen gezwungen ist, dürfen auch wir nicht zurückschrecken. Paßt also genau auf, was ich Euch sage: In dieser spanischen Mulattenkneipe versteht kein Mensch unsere Sprache und wir können dreist von der Leber weg reden, ohne verrathen zu werden."

„Was hast Du im Sinn?" fragte Otto und jener antwortete:

„Dem Capitän Brauns ist nichtswürdig mitgespielt von diesen stolzen Spaniern und sie allein haben ihn zu dem gemacht, was er geworden ist."

„Du kannst das besser beurtheilen," sagte Fritz, „denn Du bist am Lande immer bei ihm gewesen."

„Und habe Augen und Ohren offen gehalten," fuhr Richard fort. „Und wer die meiste Schuld an all dem Unglück hat, das weiß ich auch. Der Pfaffe ist es mit der kahlen Glatze und den listigen Augen.

„Du!" rief Fritz warnend. „Lasse Deine Finger von dem Pater, oder Du verbrennst sie Dir. Solche Leute haben hier zu Lande eine große Gewalt und es darf nur einer von ihnen mit der Hand winken, ist es um den armen Sünder gethan."

„Darauf will ich es wagen!" sagte Richard entschlossen. „Steht das Volk den Pfaffen auf dem festen Lande bei, auf dem Wasser soll es seine Fäuste wohl von uns lassen. Der Pater Timotheus hat seine Kehle so lange mit süßem Weine ausgespült, daß ihm ein Schluck Salzwasser von Nutzen sein kann."

„Ist das nicht der Hauspater bei dem Kaufmanne, der nun Herr unseres guten Schiffes ist?" fragte Otto dazwischen.

„Ja wohl, das ist er!" antwortete Richard. „Und gerade Du, mein Junge, bist es, der mir ihn in das Garn locken soll, weil er mir nicht folgen wird, da er mich kennt und seinen Groll auf mich hat."

„Ich?!“ rief Otto verwundert, und Richard fuhr fort:

„Höre nur weiter! Der Pater säuft nicht nur, wenn er sich unbeachtet glaubt, so viel, daß selbst eine ausgepichte Bootsmannskehle sich davor entsetzen würde; er läuft auch hinter den Dirnen her, und giebt, so zu sagen, allen ehrbaren Christenmenschen ein abschreckendes Beispiel.“

„Was soll ich denn thun?“

„Du sollst die Eva mit dem Apfel vorstellen, den der arme Sünder anbeißen soll!“ antwortete Richard lachend. „Hört mich nur an. Ich habe schon alles ausgekundschaftet. Sein Hauptquartier hat der Pater bei einer Witwe, die hier herum wohnt. Beide stecken unter einer Decke und treiben gotteslästerliche Dinge, wodurch sie alte kranke Leute um Geld und Gut bringen, und ihnen dafür die ewige Seligkeit versprechen. Das Alles habe ich von der kleinen Lasarilla....“

„Wer ist das?“ riefen beide.

„Eine niedliche Mulattendirne, die bei jenem Weibe in Diensten ist und die einen grimmigen Haß auf den Pater geworfen hat, denn er hat ihrem Liebsten vorgeredet: sie sei ihm untreu. Nun ist der dumme Kerl auf und davon, Keiner weiß, wohin und das arme Ding ist ganz untröstlich.“

„Hast Du Dir nicht Mühe gegeben, sie zu trösten?“ fragte Otto spottend.

„Das habe ich, allein es hat nicht viel geholfen,“ antwortete Richard treuherzig. „Erst, als ich ihr sagte, was ich vorhätte, und wie ich dem Pater trotz seines kahlen Kopfes einen Zopf drehen wollte, trocknete sie ihre Thränen. Sie klatschte in die Hände und versprach, mir in allen Stücken beizustehen. Darum, Otto, weil Du ein hübsches, schmales, glattes Gesicht hast und Dir das Mieder und das Röckchen der Lasarilla nicht übel stehen würden, kannst Du die Eva mit dem verlockenden Apfel vorstellen und Fritz soll Dein Bruder sein.“

„Das sind tolle Streiche!“ rief Fritz, während Otto, dessen Eitelkeit sichtlich geschmeichelt war, aufsprang und seinen Anzug musternd, zum Wandspiegel trat.

„Ich werde Euch alles erklären, aber nicht hier,“ entgegnete Richard, leiser sprechend. „Unser Punsch ist aus

und dort kommt ein Trupp Matrosen. Gehen wir, unterwegs werde ich Euch meinen Plan auseinandersetzen."

Sich unterfassend und ein lustiges Lied singend, zogen die Drei von dannen.

Am nächsten Abend schwankte der Pater, voll des süßen Weines, in die tropische Sommernacht hinein. Die Sterne blickten golden am blauen Azur, aber der Mond barg sich hinter einer Wolke, als wenn es ihm ein Schimpf däuchte, das unheilige Treiben des Mönches mit seinem keuschen Strahl zu beleuchten.

Ein Dirnlein gaukelte vor ihm her, welches er vergebens zu haschen suchte.

„Willst Du wohl still stehen, kleiner Satan, damit ich Dich mit meinen Händen ergreifen, und mit meinen Armen umschließen kann!" lallte Timotheus, indem er weiter schritt, wobei er in ein bedenkliches Stolpern gerieth. „Sancta Virginia, was für ein Kobold ist das?"

Es war ein lustiges, übermüthiges Geschöpf, das ohne alle Musik und ohne Castagnetten den Bolero im dämmernden Mondlicht zu tanzen verstand.

„Kommt mit mir, frommer Herr," sagte ein junger, strammer Bursche, der den Pater am Arm festhielt, „und erlaubt, daß ich Euch in das rechte Fahrwasser lotse..."

„Appage, Satanas!" schrie Timotheus, allein jener unterbrach ihn:

„Sehe ich aus, wie ein Satan? Ich bin der Bruder jener schnellfüßigen Dirne..."

„Ein Höllenbastard bist Du," zeterte der Pater. „Hol' Dich der Satan!"

„Hochwürdiger Herr, Ihr flucht und zetert ungebührlich viel," lachte Fritz. „Vielleicht stimmt es Euch milder, wenn ich Euch einen Trunk zur Stärkung anbiete. Einen Becher mit süß duftendem Punsch, der Euern etwas schwankenden Füßen die nöthige Stärke wieder verleihen soll."

„Wo hast Du den Göttertrank, mein Junge?" entgegnete der Pater und die Lust zum Becher trug über die Lust zum Weibe den Sieg davon.

„Her mit dem Punsch!"

Nur noch wenige Schritte kommt mit, dann wird Euch meine Schwester den Trunk kredenzen."

„So wird das christliche Mulattenkind zur heidnischen Hebe, so zu sagen ein Ganymed. Allein das verstehst Du wohl nicht? — Ho! Ho! Das schwankt ja, wie ein Boot im Sturme!"

„Das sind Eure Beine!" lachte Fritz. „Aber wir sind schon am Ziel."

In der Nähe des Landungsplatzes, wo die Böte lagen, welche die am Lande weilenden Offiziere und Matrosen an Bord zurückführen sollten, machten sie Halt. Die meisten waren schon fort. Das Boot der „Elisabeth" lag von den übrigen abgesondert allein.

Dort saß auf einem der Granitblöcke, woran die heran holenden Schiffe ihr Kabel befestigen, der Pater, eine hölzerne Kanne in der Hand und faselte von dem starken Punsch, der mit dem Schnee der Sierra de Cobra gekühlt sei, und von der tollen Dirne, welche ihm entschlüpfte. Schließlich entfiel ihm die Kanne und er sank in tiefen Schlaf.

Leise trat Fritz aus dem Schatten eines mächtigen Krahnes und beugte sich über ihn.

„Er schläft!" rief er den anderen zu. „Man könnte einen Sechspfünder dicht vor seinen Ohren abfeuern und er würde es nicht hören. Nun ist es die höchste Zeit! Rasch, Otto, die Weiberröcke herunter, wir werden schon allein mit ihm fertig werden!"

Fritz und Richard ergriffen den Pater am Kopf und an den Beinen und trugen ihn in das Boot. Kaum hatten sie ihn im Vordertheil desselben niedergelegt, als Otto ihnen folgte und gleich darauf stießen sie von dem Bollwerk ab.

Der neue Tag brach an. Das gute Schiff, die „Elisabeth", hatte gehörig klarirt, und segelte aus dem sichern Hafenbassin auf die schwankende See hinaus. Capitän Brauns war im Schatten der Nacht an Bord gekommen. Die Wellen des westindischen Archipels traten dem Segler entgegen und warfen ihn von einer Seite zur anderen.

Am Bord war alles munter. Aber wenn auch einer hätte schlafen wollen, er hätte es nicht vermocht. Selbst im

Zwischendeck regte es sich. Es schnaubte und stöhnte, es ächzte wie ein Sterbender und wenn es einen Augenblick still blieb, fing es gleich darauf nur um so stärker an und ging endlich in ein dumpfes Heulen über.

Capitän William Brauns, der bis an den Mittelmast vorgedrungen war, stutzte. Obgleich schweren Herzens und mit hundert Dingen belastet, die das Verhängniß ihm aufbürdete, vernahm er das durchdringende Gekreisch und rief einem Matrosen zu:

„Was ist das für ein Lärm im Zwischendeck?"

Bevor noch eine Antwort darauf erfolgen konnte, tauchte aus der Luke des Mitteldecks eine Figur auf, die Gelächter und Grauen zugleich erregte. Es war der Pater Timotheus, um dessen Leib sein Mönchsgewand, das in Fetzen zerrissen, schlotterte. Das Gesicht, überwacht und von der Seekrankheit entstellt, sah aus, wie das Gesicht eines Begrabenen, der aus der Grube, worin man ihn bettete, wieder hervorkriecht. —

„Was bedeutet das, und was für eine sonderbare Erscheinung ist dies?" rief der Capitän.

Der Pater versuchte zu reden, allein er vermochte es nicht. Das Schiff holte über und der Erbarmungswürdige wäre in das Zwischendeck zurückgefallen, wenn nicht eine kräftige Matrosenfaust ihn gehalten hätte. Ohnmächtig brach er zusammen.

Alle fragten durcheinander, aber Keiner antwortete. Man drängte sich um den Bewußtlosen und nur die Berliner Matrosen hielten sich im Hinterhalt.

Der Wind schwellte die Segel und die „Elisabeth" schoß mit verdoppelter Schnelle durch die Wellen.

Siebentes Kapitel.

Verbannt.

Unsere jungen Seefahrer gelangen nun an die Küste von Nieder-Guinea mit ihrem flachen, baumlosen Strand. Bald ist es ein abgeplatteter Dünenstrich, dessen sandige Fläche von den Wellen durch mächtige Schläge zu Stein gehärtet wurde. Bald ist es ein sumpfiges Moor- und Haideland mit stehenden Wässern, oder kleinen, halb im Sande verrinnenden Quellen, hier und da durch niedriges Gestrüpp, oder magere Büsche unterbrochen. Erst in weiterer Ferne erhebt sich die Landschaft aus der Tiefe und zeigt eine Reihe von baumbedeckten Hügeln, die nach und nach die Gestalt des Urwalds annehmen. Von daher kommt der Congofluß, der sich allmählig dem Meere zuwälzt.

Nicht weit von diesen mehr oder weniger zerfallenen Baulichkeiten, an jenem Punkte, wo verschiedene Pfade mit mancherlei Krümmungen in das Innere führten, befand sich eine Ansiedelung von größerer Bedeutung. Das eigentliche Wohnhaus war fester und solider gebaut, als die vorhin erwähnten. Man sah es demselben an, daß es gesitteten Menschen zum beständigen Aufenthalt diente. Rechts und links schlossen sich an dasselbe ziemlich ausgedehnte Schuppen mit starken Thüren, und festem Verschluß, um diebische Gesellen von einem nicht gewünschten Besuche abzuhalten. Vor dem Hause war eine mächtige Stange aufgerichtet, von deren Spitze die holländische Flagge wehte. Haus, Schuppen und die neben beiden befindlichen mageren Anpflanzungen bildeten eine jener zahllosen Faktoreien, die der Unternehmungsgeist holländ-

discher Kaufleute auf fast allen Punkten der afrikanischen Küste errichtete.

Diese Ansiedelung, auch Faktorei genannt, war der Mittelpunkt eines mehr oder minder lebhaften Verkehrs auf die Länge einiger Meilen strandober- oder niederwärts.

Der Leiter dieser Faktorei hieß Peter Jansen, ein Herr in reiferen Jahren, der sich als Tauschhändler ein ziemliches Vermögen erworben hatte. Mynheer Peter Jansen war, trotz seiner grauen Haare, ein ansehnlicher Mann und mit dem Geschick, welches ihm zu Theil ward, völlig zufrieden. Der Tod seiner Frau hatte ihn eine Zeit lang sehr herabgestimmt; als aber seine Tochter heranwuchs, die ihm mit großer Zärtlichkeit anhing und sein Hauswesen untadelig besorgte, faßte er sich bald und gewann dem Leben wieder seine heitere Seite ab.

Im weißen Leinenanzug, einen Strohhut mit mächtig breitem Rande auf dem Kopfe, einen Fächer zur Abwehr der Mosquitos und anderer Insekten in der Hand, war er beständig auf den Beinen, und wußte die Kunden bei guter Laune zu erhalten. Einem Neger hatte er eine geringe Quantität goldhaltigen Sandes abgenommen und ihm dafür eine bauchige Flasche mit Genever gereicht nebst einem Fetzen buntbedruckter Leinwand, welche der Frau des Negers zum unwiderstehlichen Schmuck dienen sollte. Beide Theile schienen mit dem gemachten Handel zufrieden zu sein, und Mynheer Peter Jansen war damit beschäftigt, den ungefähren Goldinhalt seines Sandhaufens näher zu untersuchen, als diese Arbeit durch einen neuen Besuch unterbrochen wurde.

Dieser Mann war beträchtlich jünger als Peter Jansen. Seine äußere Erscheinung hatte noch etwas jugendlich keckes, und die sorgfältige, aus leichten Sommerstoffen angefertigte Tracht zeigte die Absicht, überall, wohin er kam, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen.

Eugen Renard war der Name dieses Mannes, der, ein geborener Pariser, an diese entfernte Küste verschlagen war. Er hatte ein ererbtes Vermögen in der glänzenden Seinestadt binnen wenigen Jahren verschleudert und war

nun damit beschäftigt, ein neues Vermögen zu erwerben, um mit demselben auf gleiche Weise zu verfahren.

„Guten Tag wünsche ich Euch, Peter Jansen," begann Eugen Renard. „Es ist heute vieles Volk von innen an die Küste gekommen und außerdem sind ein paar Schiffe im Ansegeln, deren Flagge man zwar noch nicht erkennt, die aber jedenfalls neuen Vorrath bringen und die gesammelten Schätze mit sich fortnehmen, von denen Ihr, wie ich sehe, einen artigen kleinen Berg, vor Euch aufgethürmt habt."

„Ist nicht so bedeutend," sagte Peter Jansen, halb mürrisch, indem er den vor ihm liegenden Goldsand mittels einer Schaufel in den bereit gehaltenen Sack füllte. „Es nährt sich jeder wie er mag und kann."

„Mit Goldsand und Elfenbein handeln, ist ein lohnender und macht bald dem Krämer zum Kaufmann," fuhr Eugen Renard fort.

„Vorausgesetzt, daß man sein Geschäft versteht!" entgegnete der Holländer und fuhr zu schaufeln fort.

„Die goldreichsten Bäche können einmal versiegen, Elefanten sind auch nicht immer da, denen man die Zähne ausbrechen kann. Da muß man auf einen Ersatz denken," sprach der Franzose rascher.

„Dann findet sich ein anderer Handelsartikel," erwiderte der Holländer und band seinen Sack zu.

„Ihr versteht mich nicht, Mynheer Jansen," sprach der Franzose lebhafter. „Oefters schon habe ich Euch meine Freundschaft angetragen, und Ihr stellt Euch taub. Erst vor Kurzem habe ich wieder ein paar glänzende Geschäfte gemacht. Ebenholz, schwarz wie Kohle und weich wie Sammet, wenn man mit der Hand darüber hinfährt."

„Derartige Artikel, die auf zwei Beinen gehen und im entscheidenden Moment davonlaufen, sind nicht nach meinem Gusto," antwortete der Holländer ernst. „Ich bitte Euch, Mynheer, laßt es mit diesen Anträgen gut sein; ich will mit dem Sklavenhandel nichts zu thun haben."

„Ihr seid sehr eigensinnig," fuhr der Franzose mit Beharrlichkeit fort. „Welcher vernünftige Kaufmann weiset ein Geschäft von sich, das unter Umständen fünfhundert Prozent abwirft?"

Peter Jansen schien dieser, aller Menschlichkeit Hohn sprechenden Bemerkung auf entschiedene Weise entgegen treten zu wollen, ward aber von diesem Vorhaben durch die Erscheinung seiner Tochter Flora, eines lieblichen Kindes mit blonden Haaren und blauen Augen unterbrochen.

Flora erschien mit einer Platte, worauf sich das Frühstück befand, das ihr Vater um diese Stunde zu sich zu nehmen pflegte.

Er war über den Eintritt des jungen Mädchens keineswegs erfreut und ziemlich kurzab rief er ihr zu:

„Liebes Kind, Du weißt, daß ich niemals gestört sein will, wenn Fremde bei mir sind, mit denen ich von Geschäften zu sprechen habe."

„Verzeihung, Vater," erwiderte das holde Kind mit den blauen Augen, die ihre rein niederländische Abkunft bezeugten. „Ich glaubte, Du wärest allein im Magazin, sonst hätte ich Dir den Dirks geschickt. Aber Mynheer ist vielleicht so gütig, das Frühmahl mit Dir zu theilen?"

Sie machte mit diesen Worten dem fremden Herrn einen Knix und entfernte sich erröthend.

Eugen Renard nahm ein Glas, stieß an das des Holländers und sagte:

„Auf Euer Wohl! und laßt jeden Groll fahren. Es gilt als allgemeiner Grundsatz, daß jeder die Ansichten des andern respektiren muß. So thue ich und fordere, in Bezug auf mich, dasselbe von Euch. Wäret Ihr nur etwas zugänglicher, ich wüßte wohl ein Band, welches uns unauflöslich mit einander verbinden würde."

„Was könnte das für ein Band sein, mit Verlaub zu fragen?" entgegnete Peter Jansen. Die drohende Wolke auf seiner Stirn ließ den Ausbruch eines Sturms befürchten.

„Eure Tochter Flora," sagte Eugen Renard rasch. „Schwiegervater und Schwiegersohn bilden gemeinschaftlich eine feste Brücke, mittelst welcher man über den reißendsten Strom setzen kann. Gebt mir nicht gleich eine Antwort, in einer so wichtigen Angelegenheit muß man nichts übereilen. Nach einigen Tagen spreche ich wieder vor, dann wollen wir dies wichtige Geschäft, das für mich von dem

größten Interesse ist, mit allem Ernste zu Ende bringen, hoffentlich zu einem erwünschten."

Nach diesen Worten entfernte sich Eugen Renard mit derselben Ungenirtheit, womit er vorhin eintrat.

Peter Jansen hatte sich noch nicht von seinem Verdruß erholt, als die Thüre sich auf's Neue öffnete und eine wettergebräunte Gestalt eintrat, die nach dem Befinden des Patrons fragte und die Befehle desselben erbat. Es war ein alter Matrose, vor langen Jahren als Schiffbrüchiger an diesen Strand geworfen und seitdem im Dienst der Faktorei ergraut.

„Ich hätte wieder ein Stück Arbeit für Euch, Claus Ahlers," sagte der Patron. „Möchtet ein paar Meilen mit dem Boot stromauf fahren, dort wo die ersten Mangobäume sich aus dem Gestrüpp erheben. Am Backbord, wißt Ihr, wo die verwitterten Marksteine sich befinden."

„Weiß schon, Herr. Vielleicht neue Kunden dort?"

„Nicht doch, Claus Ahlers. Vielmehr alte Kundschaft, die uns vor einem Jahre abspenstig gemacht wurde und die sich zu uns zurückwendet, weil sie zu arg betrogen ward. Nehmt die Leute mit sammt den Waaren, welche sie bei sich führen, an Bord, und bringt sie hierher."

„Euer Auftrag soll sofort besorgt werden," sagte der Schiffer. „Müßt mir aber für einen Tag einen Mann senden, der mir hilft, das Boot zur neuen Reise in Stand setzen. Mein Bootsmann ist einmal wieder auf der Wanderung."

„Meint Ihr den Deutschen?" fragte Peter Jansen. „Wundert mich, daß Ihr so lange mit dem Kerl fertig werdet. Scheint mit ihm im Kopfe nicht recht richtig zu sein."

„Es ist etwas Anderes. Er ist ein Mann, den ich gut brauchen kann und der nie Anlaß zur Klage giebt," entgegnete Claus Ahlers. „Leidet nur an einer Art von Heimweh, das ihn von Zeit zu Zeit packt. Seit drei Tagen ist der Mann fort, und morgen kommt er wieder, darauf darf ich rechnen."

„Und wißt Ihr noch immer nicht, wie es eigentlich mit seinem Zustand beschaffen ist?" fragte Peter Jansen weiter.

„Wie er mir erzählte, kam er mit einem Sklavenschiffe aus der Havanna hier an. War mit einem schwarzen Hexenmeister in der Welt umhergereist, und dieser unterwegs gestorben. Trieb sich ruhelos umher und kam endlich zu mir, wie er sagte, aus langer Gefangenschaft entronnen."

„Ihr seid ein guter Kerl, Claus Ahlers."

„Danke Euch für die gute Meinung, die Ihr von mir habt. Ich will mir gleich einen von Euern Leuten mitnehmen und Euer Auftrag soll pünktlich besorgt werden. Gott erhalte Euch gesund, Patron, und auf ein glückliches Wiedersehen, wenn ich Frachtgut und Passagiere her bringe."

Mit diesen Worten entfernte sich der Schiffer und ging in die entferntere Abtheilung des Magazins, wo er einen der Leute, der ihm schon oft in ähnlichen Fällen Hilfe leistete, zum Mitgehen aufforderte. Sie langten mit dem einbrechenden Abend an dem Ort ihrer Bestimmung an und streckten sich zur Ruhe nieder, mit dem Vorsatze, früh am Morgen ihr Werk zu beginnen.

In der Nähe der Faktorei am Strande war ein Rennen und Zusammenlaufen, wie man es nicht alle Tage sah. Ein dreimastiges Schiff war im Ansegeln begriffen, das von der Gaffel eine spanische Flagge wehen ließ; ein Umstand, der hierorts selten war, und auf die Bewohner der Faktorei und deren Nachbarn einen solchen Eindruck machte, daß selbst Mynheer Peter Jansen aus seiner gewohnten Ruhe aufgestört wurde. Die spanischen Sklavenhändler pflegten sonst nicht an diesem Theil der Küste, der ihrem Handel nur geringen Vortheil bot, zu landen. Es ward nicht eher ruhig am Strande, bis man die Ursache dieses ungewöhnlichen Besuches wußte.

Das vom Lande abgestoßene erste Boot, welches an Bord ging, um seine Dienste anzubieten, brachte nach seiner Rückfahrt Nachrichten vollauf. Der Dreimaster sei ein in Hamburg gebautes Schiff, die „Elisabeth" geheißen, welches zum ersten Male unter spanischer Flagge fahre, da es in den Besitz eines in der Havanna wohlbekannten Kaufmanns gekommen sei. Der frühere Capitän sei im Commando belassen. Das Schiff sei von vielen schweren

Stürmen heimgesucht und an diesem Punkte gelandet, da es sich außer Stande befinde, den eigentlichen Bestimmungsort aufzusuchen. Auch bedürfe die Mannschaft nach den schweren Strapazen der Ruhe und der Zeit, die gemachten Havarien auszubessern. Was der Capitän in Afrika wolle, habe man nicht erfahren. Wahrscheinlich habe man mit einem Sklavenschiff zu thun.

Diese Nachrichten brachten Mynheer Peter Jansen zu einem ungewöhnlich schnellen Entschluß. Er wollte an Bord, um mit dem Capitän zu sprechen, bevor ihm der verhaßte Eugen Renard zuvorkam. Aber ehe dieser Entschluß zur Ausführung gelangte, flog die Schiffsschaluppe dem Landungsplatze zu, in welcher sich der Capitän nebst einem Mönche befand, der gewaltig mit den Händen focht und den Augenblick nicht erwarten konnte, der ihm erlaubte, auf festem Boden Fuß zu fassen.

Der Capitän folgte seinem Passagier auf dem Fuße und wandte sich nicht ohne Verlegenheit an Mynheer Peter Jansen, der gerade sein Boot besteigen wollte, um zu dem neuen Ankömmling an Bord zu fahren.

„Da Ihr wohl hier ansässig seid, bitte ich um Eure Vermittlung," sagte Capitän Brauns zu dem Holländer. „Es handelt sich zunächst darum, diesen Passagier, der auf eine etwas wunderliche Art zu mir an Bord gekommen ist, unterzubringen. Später findet Ihr mich zu jeder Erklärung bereit, und sehe ich mich genöthigt, auch ferner Eure guten Dienste in Anspruch zu nehmen."

„Was mein Haus und meine Person vermögen, stelle ich zu Eurer Verfügung," entgegnete der Holländer höflich. „Es gereicht mir stets zur Ehre, wenn fremde Capitäne sich an mich wenden, und ich thue Alles, um ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Beliebt Mynheer, in mein Haus zu kommen?"

William Brauns war dem Holländer in sein Haus gefolgt und dieser hatte sich mit dem Capitän bald verständigt. Im Laufe ihrer Unterhaltung gewannen die beiden Männer Vertrauen zu einander, und Peter Jansen sagte, dem Capitän die Hand bietend: „Das ist nun abgemacht. Vor dem französischen Windbeutel, dem Eugen Renard, stelle ich Euch sicher, und Ihr haltet Eure Hand

rein von dem Handel mit Menschenfleisch. Dagegen verspreche ich Euch eine lohnende Rückfracht nach Havanna und Ihr dürft meinen Versprechungen blind vertrauen."

„Ihr nehmt mir eine große Sorge vom Herzen!" entgegnete William frei aufathmend. „Daß ich es Euch nur gestehe, ich war nahe daran, meinem in Havanna gegebenen Worte untreu zu werden und nicht wieder dahin zurückzukehren. Nun ändert sich die Sache. Wenn ich einen reichen Gewinn heimbringe, wird es dem Hause Contreras gleich sein, auf welche Weise es dazu gekommen ist."

Nachdem das Nähere über diese neue Geschäftsverbindung festgesetzt war, verließ der Capitän die Faktorei in der Absicht, die nöthigen Vorarbeiten sofort beginnen zu lassen.

So schwanden mehrere Wochen hin. Jeder bei dem Werke Betheiligte, rührte sich, so schnell er immer konnte und der Tag, an welchem die „Elisabeth" die Anker lichten sollte, war nicht mehr fern.

Da ließ der Capitän kurz vor der Abfahrt Richard zu sich kommen und sagte zu ihm:

„Ich habe mit Dir zu reden, Richard, höre mich ernsthaft an. Um Deine Lippen spielt das spöttische Berliner Lächeln, welches hier gar nicht an seinem Platze ist, denn, daß ich es mit einem Worte rund heraussage: Wir trennen uns für immer."

„Capitän! Das sprecht Ihr nicht im Ernste!" rief Richard erschreckt. Von dem vorhin erwähnten Lächeln war keine Spur mehr vorhanden.

„Es ist mein Ernst und bleibt bei meinem Ausspruch. Ihr habt dem Pater einen bösen Streich gespielt, dafür wird man Euch bei unserer Ankunft in der Havanna den Prozeß machen und Euch an's Leben gehen, denn das strengkatholische Spanien kennt in dieser Hinsicht keinen Spaß. Richard, mein Junge, Du hast die Erwartungen, die ich von Dir hegte, als wir uns auf den Vorsetzen in Hamburg zuerst begegneten, redlich erfüllt, und Deine Kameraden eiferten Dir wacker nach. Du hast ein offenes Auge, eine feste Hand und ein treues Herz; damit kann man es auf der See weit bringen. Der kühne Muth, den Du auf der Villa Contreras zeigtest, ist Dir unvergessen.

Du retteteſt mir in jener Stunde das Leben und es iſt nicht mehr als billig, daß ich Dir das Deinige erhalte."

„Behaltet mich! ſchickt mich nicht von Euch, Capitän! Ich vermag es nicht zu ertragen, ohne Euch zu ſein."

„Es geht nicht, Richard. Habe mich darin gefunden und ich erwarte ein Gleiches von Dir. Melde Deinen Kameraden, was geſchehen ſoll, und ſucht Eure Habſeligkeiten heute und morgen ſo unbemerkt von Bord zu bringen, als dies möglich iſt. Ich habe mit dem Mynheer Janſen Euretwegen geſprochen, und er wird ſich Eurer annehmen. Schaue nicht ſo niedergeſchlagen drein, Richard. Habe Dich für einen Burſchen gehalten, der ſich nicht aus der Faſſung bringen läßt, wenn unverſehens eine Sturmbö über ihn herabwettert. Sollte ich mich geirrt haben?"

„Ihr habt Euch nicht in mir geirrt, Capitän!" war die Antwort des jungen Matroſen, der die hervorquellenden Thränen mühſam zurückdrängte. „Es iſt nur, daß, wenn eine Bö ausbricht, es nicht immer trocken dabei abgeht. Setzt immer etwas Spritzwaſſer, und ein paar Tropfen davon ſind mir in die Augen geflogen. Wenn es denn ſein muß . . ."

„Es geht nicht anders, mein Junge, ſonſt würde ich es nicht von Dir fordern."

„Dann mag auch raſch ein Ende gemacht werden, Herr. Der Otto und der Fritze ſind am Lande und es iſt beſſer, daß ſie gar nicht erſt zurückkommen. Dank, Herr, für mich und meine Kameraden, was Ihr bisher für uns thatet und was Ihr in dieſem Augenblick thut. Lebt wohl, Herr! Und wenn ich, wo es auch ſei, Eure Flagge wehen ſehe, komme ich an Bord mit lautem Hurra."

„Du ſollſt mir ſtets willkommen ſein, Junge. Nun aber — —"

Der Capitän wandte ſich ab und winkte mit der Hand zum Abſchied. Richard verließ die Kajüte mit unterdrücktem Schluchzen.

Am andern Morgen war Richard einer der erſten in der Barkaſſe, welche ihn an Land brachte. Er hatte nicht den Muth, das Schiff noch einmal anzuſehen, Capitän William Brauns ſtand am Bug und blickte ihm nach.

Am Abend legte ſich der Seewind und eine leichte

Kühle von binnenwärts her flog auf die Rhede hinaus, da lichtete die „Elisabeth" die Anker und verschwand in der wachsenden Dämmerung.

Richard stand am Ufer und schaute hinaus auf das blaue Wasser. Aber er gewahrte nichts; ein Thränenflor verhüllte den sonst so freien, offenen Blick.

Achtes Kapitel.

Schiffbruch.

Durch die Sturmnacht sauste die „Elisabeth", fast vor Top und Takel. Die Stagfack und das dichtgereffte Vormarssegel waren das einzige Linnen, welches in der Dunkelheit aufleuchtete.

Auf der Commandobrücke stand der Capitän bald auf den Compaß vor ihm, bald in die Finsterniß hinausschauend, und ertheilte dem Mann am Steuer seine Befehle, die dieser nicht ohne Murren aber pünktlich ausführte. Das eigene Leben hing an einem seidenen Faden.

Da die Mehrzahl der guten Matrosen in Havanna das deutsche Schiff verließen, und die Berliner Seeleute auf der Küste von Afrika zurückgelassen wurden, waren nur ein paar ehrbare Blaujacken an Bord zu finden. Verdorbenes Gesindel, ohne Zucht aufgewachsen, dem Trunk, dem Würfeln und dem Müßiggang ergeben, das nur seine Schuldigkeit that, wenn Leib und Leben daran hing, dabei voll Aberglauben und Bosheit. Auf den Knieen lag das Volk und ließ mit bebenden Lippen den Rosenkranz durch die Finger gleiten, im nächsten Augenblick bereit, einen

arglosen Mann um geringer oder um gar keiner Ursache willen hinterrücks niederzustoßen.

Der Sturm hatte eine kurze Zeit nachgelassen, dann kehrte er mit verdoppelter Stärke zurück und warf sich auf das arme Schiff, das bereits unter schwerer Havarie stöhnte und ächzte.

„Das geht an's Leben!" schrie ein wüster Mulatte. Mutter Gottes! Hilf mir davon und ich gelobe Dir eine buntbemalte Kerze."

Ein gewaltiger Stoß machte das Schiff vom Kiel bis zum Bramtop erbeben. Ein langer weißer Streifen flog über das Fahrzeug hin. Es war das Vormarssegel, welches aus seinen Leiken gerissen ward.

Laut schallte die Stimme des Capitäns über Deck hin. Er beorderte die Topgasten nach oben auf die Vormarsraa; allein diese blieben gefesselt stehen und antworteten nur mit einem wüsten Geschrei.

Ein schwerer Donner rollte durch die Luft und ein Blitz zerriß das dunkle Gewölk. Tageshelle für einen Moment. Jammerruf von der Schanze bis zur Back. Himmelhoch baute es sich vor ihnen auf. Waren es neue Wolkenbildungen, die aus der Tiefe emporstiegen? War es die steile Felswand von Kuba, an deren Fuß sich die Golfströmung bricht? Keine Antwort auf diese Frage. Die Finsterniß war undurchdringlicher, als zuvor. Die Sturzwellen schlugen über das Deck hin.

Abermals leuchtete es grell auf; aber es war kein Blitz. Den erschreckten Matrosen war es, als sei es ein feuriger Strahl, der aus den tosenden Wassern senkrecht in die Höhe stieg. Im Bereich ihres Schimmers flog ein dunkler Gegenstand dicht an dem Backbord der „Elisabeth" hin. —

„Was war das?" rief es. Aber noch waren diese Worte nicht verhallt, als es laut über Deck tönte:

„Das ist das Geisterschiff!"

Grausen und Entsetzen ergreift alles Volk am Bord. Pater Timotheus steht, gespenstergleich, am Reiling. Die erschrockenen Kerle stürzen in die Kniee und stöhnen:

„Mutter aller Gnaden, beschirme uns!"

Das Geisterschiff ist das Schiff jenes heuchlerischen

Mönches, der in den Zeiten schwerer Krankheit und Hungersnoth von Hafen zu Hafen fuhr, um den Sterbenden geistlichen Trost zu bringen und dabei den großartigsten Schmuggelhandel betrieb. Für sein frevelhaftes Beginnen traf ihn Gottes Zorn in schwerer Sturmnacht und seitdem muß er in den Zeiten der Orkane auf den Wogen umher irren, bis zu dem Tage des jüngsten Gerichtes. Die Matrosen aber, die das Unglück haben ihn zu erblicken, wenn er von Welle zu Welle springt, erheben ein wüstes Geheul, denn es bedeutet ihr letztes Stündlein.

Wieder ist Alles in tiefe Nacht gehüllt; abermals wüthen Sturm und eisiger Regen. Verschwunden ist die gespenstige Erscheinung. Die Matrosen sind stumm geworden. Der Angstruf des Mönches, den sie zu hören glaubten, hat ihnen die Sprache geraubt. Ihre Ohren sind dem Commandoruf des Capitäns verschlossen.

Nach mehreren Stunden leuchtet der neue Tag über die unruhige, grollende See auf. Den Wächtern am Strande bietet sich ein trauriges Schauspiel dar. Ein stattliches Schiff liegt, halb gekentert, unfern der Einfahrt. Die nach Lee zu liegende Breitseite ist weit auseinander gerissen und die Wasser strömen ungehindert aus und ein, im jedesmaligen Zurückrollen die Wunde noch weiter aufzuklaffen.

Geht ein Schiff an der felsigen Küste in Stücke und streut sein reiches Gut auf die See hinaus, sammeln sich die Böte mit den Bewohnern der Küste an Bord und wem das Boot fehlt, der setzt sein Leben daran, und stürzt sich kopfüber in die Wogen, um das Wrack schwimmend zu erreichen.

Strandräuber sind es, die sich diebeslüstern auf die willkommene Beute stürzen, ohne den Schiffbrüchigen die helfende Hand zu reichen.

Die Kunde von dem Schiffbruch der „Elisabeth" verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt und fand den Weg auch bis in das Comptoir des Sennor Fabio Contreras. Mit Sehnsucht harrte der Kaufmann bereits seit längerer Zeit auf die Rückkehr dieses Schiffes. Er rechnete mit Gewißheit auf eine volle Ladung von Ebenholzblöcken. Da diese Waare am Markte gerade sehr be-

gehrt war, hoffte er, sich mit dem Erlös derselben aus seiner verwickelten Lage zu reißen. Ungeduldig ging er im Zimmer auf und ab, auf eine bestimmte Nachricht wartend, während Donna Anna leise betend auf den Knieen lag und Livia jede Bewegung des Vaters ängstlich verfolgte.

Draußen im Corridor wurden Stimmen laut und erregten selbst die Aufmerksamkeit der beiden Frauen. Livia eilte nach der Thür, um nach der Ursache des ungewohnten Lärms zu forschen, da tritt ihr schon die Dienerin entgegen, gefolgt von Pater Timotheus. Bei dem Anblick des Letzteren schrie Sennora Anna laut auf. Sie wäre zu Boden gesunken, wenn Livias Dienerin sie nicht mit ihren Armen auffing.

„Der Himmel sei gepriesen! Ich bin es, den Gottes Barmherzigkeit durch den Beistand aller Heiligen glücklich durch Sturm und Brandung an das sichere Ufer trug und alle Bosheiten meiner Feinde zu Schanden machte. Ein Hallelujah sei ihm gesungen und ein Dankopfer dargebracht, der mich über meine Widersacher triumphiren läßt. Ehre sei Gott in der Höhe, und mögen alle Feinde der Kirche vor ihm zu Schanden werden."

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit allen Zeichen einer namenlosen Angst hatte Livia auf jedes Wort gelauscht, jetzt schrie sie bei dieser Aeußerung laut auf: „Was wollt Ihr mit diesen entsetzlichen Worten sagen?"

„Ich will sagen: Daß jener Frevler unserm rächenden Arm entrückt ward, und daß er vielleicht jetzt die gerechte Strafe leidet an dem Orte, wo ein ewiges Heulen und Zähneklappern sein wird. Als er sich feige vom Bord stahl und, ohne sich um uns zu kümmern, in das rettende Boot stieg, erreichte ihn der Zorn Gottes in der Gestalt einer Welle, die jenes morsche Ding zerbrach, und mit ihm in die Tiefe hinabfuhr, aus welcher er nie wieder an das Licht emporsteigen wird."

Livia schwankte bei diesen Worten. Sie vermochte nicht, einen Laut von sich zu geben. Es herrschte in dem Gemach eine peinliche Stille.

Aber dieser unheimliche Zustand währte nur eine

kurze Zeit, denn nach wenigen Augenblicken erschien der Capitän William Brauns auf der Schwelle.

Zerrüttet und entstellt, das Haar wirr um die Stirn, die Kleider um den Leib schlotternd, stellte er sich den Anwesenden vor, die ihn in dem ersten Moment nicht erkannten.

„Heißt mich hier Niemand willkommen?" fragte er mit tonloser Stimme, als er die erstaunten und erschreckten Gesichter sah.

„William!" rief Livia und ging ihm entgegen. Als sie ihm aber näher kam und die beklagenswerthe Gestalt sah, die nun dicht vor ihr stand, sanken ihre Arme schlaff herab und sie brach in ein lautes Weinen aus.

„Theure Livia, weine nicht!" sagte er langsam. „Alle Deine Thränen wischen nicht den zehnten Theil des Jammers und des Elends weg, das über mich hereingebrochen ist."

Unbeweglich stand der Kaufmann da. Nur die Brust hob und senkte sich, zeugend von seiner gewaltigen inneren Erregung. Jetzt brach diese sich Bahn und mit funkelnden Augen stürzte er sich auf den Capitän:

„So ist es also wahr! Verloren Schiff und Ladung?"

„Ihr sagt es; Alles ist verloren."

„Und Ihr waret so besorgt um Euer Leben, daß Ihr Euch aus den Wogen gerettet? Ihr hattet nicht den Muth, mit dem Schiffe unterzugehen?"

„Was menschliche Kräfte vermochten, ist geschehen!" sagte der Capitän, zu dem Kaufmanne gewendet. „Gegen die wüthenden Elemente vermag kein Sterblicher im Kampfe zu bestehen."

Livia war, von den mannigfachsten Empfindungen bestürmt, ohnmächtig in die Arme der Mutter gesunken.

„Gönnt mir Zeit, mich zu sammeln," sagte der Capitän. „Ich bin zu jeder Rechenschaft bereit und erbiete mich, meine Verklarung zu belegen."

„Mein Eigenthum habt Ihr zu Grunde gehen lassen und ich stehe am Bankerott!" sprach mit schneidender Kälte der Kaufmann. „Zwischen uns ist keine Gemein-

schaft mehr. Meidet dieses Haus so schnell Ihr könnt. Die Hand des Richters wird Euch greifen und halten."

„Ich gehe, mich selbst dem Gesetze zu unterwerfen," entgegnete der Capitän. „Gestützt auf mein gutes Gewissen werde ich mich zu vertheidigen wissen. Vergeben sei Euch Euer Haß, um der Liebe willen, die ich für Euer Kind empfinde."

Ein neuer Sturm brach los. Ein Mann erschien in dem Hause des Kaufmanns, bei dessen Anblick die Diener unwillkürlich zurückwichen. Er hieß Sennor Vincent. Ein hartherziger, mürrischer Kerl, auf den Sklavenhandel eingehetzt und aller List voll, welcher die Händler an der afrikanischen Küste mächtig sein müssen, um glänzende Geschäfte zu machen. Er brauchte nur einen tüchtigen Capitän, der die Leitung des Schiffes übernehme. Für alles Andere kam er selbst auf. Dieser Mann war in die Dienste des Kaufmanns getreten und am Abend zuvor auf einem für den Handel mit Ebenholzblöcken wohlausgerüsteten Schiffe in See gegangen. Das Erscheinen dieses Mannes, der zu dieser Stunde bereits viele Meilen von Kuba entfernt sein sollte, versetzte den Kaufmann in die äußerste Bestürzung.

„Alle Geister der Hölle treiben ihr Spiel mit uns," entgegnete Sennor Vincent auf die Frage des Kaufmanns. „Wir sind mit vollem Hurra in See gegangen und gerade im Begriff, die Nachtwachen aufzusetzen, als eine Böe auf unser Deck herabfällt, die das Schiff auf die Seite legt. Der Geschicklichkeit des Capitäns gelingt es, durch ein kluges Manöver die drohende Gefahr abzuwenden, und wir athmen neu auf, als ein verdammter Gienblock, den ein Topgast aus Fahrlässigkeit unbefestigt in der großen Mars ließ, herabstürzt und den Capitän so unglücklich trifft, daß er mit zerschelltem Schädel zu Boden fällt. Da war an keine weitere Fahrt zu denken, und nur mit der größten Mühe gelang es uns, ohne weitere Havarie binnen zu laufen."

„Großer Gott, erbarme Dich!" rief der Kaufmann unwillkürlich aus; sandte aber dem frommen Ausdruck unmittelbar einen derben Fluch hinterher.

„Hier hilft weder Beten noch Fluchen, Patron,"

unterbrach Vincent den Kaufmann, sondern ein tüchtiger Capitän, der das Schiff über See zu bringen versteht. Habt Ihr einen solchen zur Hand, ist nichts verloren.

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es plötzlich den Kaufmann. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als hätte ihn ein Licht geblendet. Als er sie wieder sinken ließ, sagte er in seiner gewohnten Weise: „Ihr sollt einen Capitän haben und er soll ohne Verzug mit Euch an Bord gehen."

„Wo wollt Ihr den so schnell finden?"

„Er ist schon gefunden!" sagte der Kaufmann, indem er seine Hand auf die Schulter des Capitän Brauns fallen ließ. „Da ist er! Nehmt ihn mit Euch, Vincent!"

„Nimmermehr gebe ich mich zu einem so verächtlichen Gewerbe her!" rief William Brauns.

„Als Ihr mein Eigenthum noch nicht verloren, durftet Ihr das sagen. Jetzt nicht mehr."

„Wer will mich zwingen?"

„Ich!" entgegnete der Kaufmann. „Ihr müßt blindlings meinen Befehlen gehorchen, oder ich überliefere Euch den Gerichten als Mörder Riccardos und schwerer Kerker ist Euer Los."

„Flieh, Geliebter!" rief Livia von innerer Angst getrieben. „Flieh!"

„Ich frage Euch zum letzten Male! Wollt Ihr meinem Befehle gehorchen, dann geht Ihr frei aus und erhaltet Euch die Hoffnung auf die Hand des Mädchens, das vor Kummer über Euch vergeht. Nur noch fünf Minuten sind Euer."

Capitän Brauns, im heftigsten Kampfe mit sich selbst, wendete sich mit ausgestreckten Armen zu Livia, kaum eines Wortes mächtig.

„Entscheide Du!" klang es von seinen Lippen.

„Füge Dich! Erhalte Dich um meinetwillen!" flehte diese mit leidenschaftlichem Ausdruck. „Dein Tod wäre der meinige! Lebe für mich!"

„Das entscheidet!" sagte der Capitän, und dem Kaufmann die Hand reichend, sprach er:

„Ich willige ein!"

„Das ist Euer Glück," entgegnete der Kaufmann. „Vincent, fort mit ihm."

„Livia!“ rief William sich zu ihr wendend. Allein Vincent trat hindernd dazwischen:

„Spart den Abschied; desto fröhlicher das Wiedersehen nach der Heimkehr.“

Beide entfernten sich durch eine Seitenthür. Dort führte eine Stiege abwärts in den Hof.

Livia brach in lautes Weinen aus und sank schluchzend vor dem in der Nische stehenden Marienbilde in die Kniee.

Neuntes Kapitel.

Wieder in Africa.

Mit großen Schritten ging Peter Jansen in seinem Magazine auf und ab. Zuweilen richtete er den Blick auf die drei Berliner Matrosen, welche auf Befehl ihres Capitäns zurückgeblieben und dem Schutze des wackern Holländers anvertraut wurden. Erwartungsvoll folgten sie ihm Schritt vor Schritt mit den Augen. Mehrere Male schien es, als wollte er sie anreden, aber immer wieder unterbrach er sich bei dem ersten Worte. Endlich schien er mit sich einig. Mitten in seinem Laufe hielt er plötzlich an und sagte:

„Kommt einmal her, Ihr da!“

„Nach Wunsch, Herr, sind wir bereit zu hören, was Ihr uns zu sagen habt,“ entgegnete Richard. „Seit der Abreise des Capitäns seid Ihr unser Herr und Meister.“

„Bis jetzt habt Ihr diese Meisterschaft noch nicht sonderlich empfunden,“ sagte Mynheer Jansen gleichmüthig. „Ihr erhieltet des Leibes Nahrung und Nothdurft und konntet im Uebrigen thun, was Euch beliebte.“

„Das war das Beste an der ganzen Geschichte,“ platzte Otto heraus.

„Mit dem Wort verräthst Du Deine Gedanken," sprach Mynheer Jansen mit einem leichten Stirnrunzeln. „Spielst gern den vornehmen Herrn, läßt Dich bedienen, wo es irgend angeht, und wirfst den Kopf in den Nacken, als ob Du etwas Rechtes wärest. Dergleichen Vögel finden in meinem Neste keine Herberge."

Otto brummte etwas vor sich hin, das Niemand verstehen konnte und ging hinaus. Mynheer Jansen rief ihm nach:

„Geh, wohin Du willst, und wenn Du nicht wieder kommst, ist auch nichts daran gelegen. Dein böses Beispiel verdirbt nur die anderen."

Die letzten Worte wurden von Otto nicht mehr vernommen. Fritz versuchte ein begütigendes Wort, allein der Holländer unterbrach ihn:

„Du vertheidigst ihn und hättest am wenigsten Ursache dazu, denn Deine Gutmüthigkeit wird von ihm am meisten gemißbraucht. Von Dir selbst zu reden, Jungchen. Was denkst Du mit Dir anzufangen?"

„Ich bliebe am liebsten bei Euch hier, wenn es ginge, und hülfe Euch ferner bei der Arbeit, wie ich es that, seit ich in Euerm Hause bin. Manches habe ich schon gelernt, in den wenigen Tagen und würde noch viel mehr lernen, wenn Ihr Euch die Mühe geben wolltet, mich zu unterweisen. Könnte bald ein zuverlässiger Gehülfe sein."

„So ist's recht, das gefällt mir," lachte Mynheer Jansen. „Dein Wort soll gelten. Bleibe hier und lerne, was Du begreifen kannst."

„Tausend Dank, Herr!" entgegnete Fritz mit großer Lebhaftigkeit und drückte die Hand des Prinzipals an seine Lippen. „Und damit Ihr seht, daß ich nicht bloß das große Wort habe, will ich gleich Hand an's Werk legen."

Schnell war Fritz draußen, als eben die schöne Flora am Fenster vorüber ging. Mynheer Jansen, der dies letztere nicht bemerkt hatte, sah ihm kopfschüttelnd nach und wandte sich dann an Richard:

„Dich hat Dein Capitän mir ganz besonders empfohlen und ich bin bereit, Dir in jeder Weise behilflich zu sein, weiß ich nur erst, wie solche Hilfe beschaffen sein muß."

„Herr," sagte Richard. „Wir haben es so gut in Eurem Hause, daß ich nicht genug Dank zu sagen weiß. Allein auf die Länge paßt es mir doch nicht, denn mein Leben und Streben ist hin nach dem blauen Wasser."

„Längst merkte ich das. Und wenn Du nicht Geduld genug hast, auf die Rückkehr Deines Capitäns zu warten, könnte ich Dir schon eine Heuer verschaffen. Ich will mich darnach umschauen."

„Nehmt meinen Dank, Herr, auch dafür. Aber ich bitte Euch, daß Ihr es nicht thut."

„Wie soll ich das verstehen? Fort auf See und doch hier bleiben?" fragte Mynheer Jansen. „Das ist ein Widerspruch."

„Nicht doch, Herr, es sieht nur so aus," sagte Richard mit einem Anfluge von Trauer. „Hatte einen Onkel, Herr, der in die weite Welt ging, als ich eben erst geboren war. Hieß Wilhelm, dieser Onkel und soll ein seltsamer Mann gewesen sein. Wenn mein armer Onkel Gold suchen wollte, ist es nur geschehen, um den Seinigen, die daheimblieben und noch ärmer sind, als er war, ein sorgenfreies Leben zu bereiten. — Diesen möchte ich suchen und nach der Heimath bringen."

„Das ist brav, mein Junge," sagte Mynheer Jansen. „Du sollst Zeit behalten, Deinen Onkel zu finden. Der Name, den Du nanntest, bringt mich auf einen Gedanken. Will doch nach dem Schiffer Claus Ahlers schicken. He, Holla, Fritz! Fritz!"

„Statt des Gerufenen erschien Mynheers Tochter, die schöne Flora.

„Wer hat Dich denn gerufen?" brummte der Alte.

Ich wollte Euch nur sagen, daß der Fritz fortgegangen ist, um den Schiffer Claus Ahlers einen Pack Waaren hinzutragen, das dieser aus Versehen liegen ließ. Er wollte sich sputen, um ihn noch zu treffen."

„Es ist gut," sagte der Vater. „Du kannst nun gehen!"

Dann wandte er sich nach diesen Worten wieder zu Richard. Allein dieser schaute unverwandt auf das junge Mädchen und hatte für den Vater weder Auge noch Ohr.

Mynheer Jansen faßte Richard am Arm und sagte zu diesem:

„Mir scheint, daß Du schon in Gedanken so weit von hier bist, daß Du nicht Auge und Ohr für das hast, was in Deiner nächsten Nähe vorgeht. Ist das ein Betragen für einen jungen Kerl, der immer oben auf sein soll, bei Tag und bei Nacht? Dein Gebahren ist das eines Süßwasser-Matrosen, dem die erste Sturzsee über den Kopf wegfliegt."

„Habt Dank für die Lehre, Herr. Sollte mich schämen!" sprach Richard nach einem tiefen Athemzuge lebhaft erröthend. „War einen Augenblick nahe daran, einen falschen Cours zu steuern und sah die Klippe nicht, die mir quer über den Weg trat. Gehabt Euch wohl, Herr."

Er entfernte sich. Draußen traf er auf Flora, welche im eifrigsten Gespräch mit Fritz war. Als sie seiner ansichtig wurden, lief Flora in größter Verlegenheit und wie mit Blut übergossen, davon.

Richard sagte leise für sich, dem Mädchen nachschauend: „So stehen also die Sachen!" Dann sich an Fritz wendend, fragte er: „Wo liegt das Boot des Claus Ahlers?"

„Weiter aufwärts, hinter jenem Vorsprung," antwortete Fritz. In einer halben Stunde bist Du dort. Kannst Dir vollkommen Zeit lassen, denn er muß heute noch überliegen. Sein alter Maat, der Wilhelm, hat einmal wieder seine Schrullen gehabt und ist gelaufen, wer weiß wie weit. Erst vor ein paar Stunden kam er zurück und muß ausschlafen, bevor etwas mit ihm anzufangen ist."

„Sein alter Maat, sagst Du? Was ist das für eine Art Mann, dieser Wilhelm?" fragte Richard, und indem er fragte, schnürte es ihm die Brust zusammen. Seine Kameraden wußten, daß er hier die Spur seines Onkels finden solle, wenn sie auch das Nähere nicht kannten, und Richard war gespannt, welche Antwort folgen werde; allein Fritz mochte in diesem Augenblick ganz andere Dinge bedenken, denn er sagte nur:

„Mir scheint er ein närrischer Kerl zu sein. Als ich bei dem Boote anlangte, sah er mich an, als ob ich ein Wunderthier sei, schloß aber übermüdet gleich die Augen. Nun aber

muß ich sehen, daß ich weiter komme. Ich bin schon lange fort und im Hause ist noch viel zu thun."

Mit einem flüchtigen Gruße ging Fritz weiter. Richard verfolgte die ihm angegebene Richtung und in seinem Kopfe floß es wie ein wirres Chaos durch- und ineinander. Ganz Berlin wurde auf dem heißen afrikanischen Sande in ihm lebendig. Zuletzt tummelte er sich mit einem Haufen toller Jungen umher und als er dabei gegen einen Schutzmann anprallte, träumte er es mit solcher Wirklichkeit, daß er fast hinterrücks übergestürzt wäre.

„Ho! Ho! Aufgepaßt! Nun, das muß ich sagen," lachte der Schiffer Claus Ahlers, „wenn ich Euch nicht in den Weg trat, liefet Ihr blindlings in den Strom, und zum Dank dafür rennt Ihr gegen meinen Kopf, daß ich blaue Flecke davontrage. Holla, Patron, wo soll es mit Euch hinaus und was habt Ihr hier bei dem alten Claus Ahlers zu suchen?"

„Nichts für ungut, Mann!" sagte Richard nicht ohne Verlegenheit. „Ich bin hastig gegangen und es wurde mir schwarz vor den Augen. Sie brennen wie Feuer im Kopfe."

„Das kommt davon, wenn man um diese Zeit barhäuptig im Sonnenbrand umherläuft. Kriecht zu mir in dieses Zelt, streckt Euch nieder und laßt das Blut zur Ruhe kommen. Mir ist ohnehin die Saat verhagelt, da mein Maat sich gelegt hat und sobald nicht wieder aufwacht."

Richard war der Weisung des Schiffers gefolgt, und indem er sich behaglich ausstreckte, sagte er: „Der Maat heißt Wilhelm, muthmaße ich."

„So ist sein Name, wenn ich auch nicht begreife, wie Ihr dazu kommt, es zu wissen, und was es Euch angeht —"

„Macht Euch keine Sorge deshalb. Wenn Euch aber die Krankheit des Mannes in Verlegenheit bringt, nehmt mich zum Maaten an dessen Stelle. Ich habe Zeit vollauf und kann Euch als befahrener Matrose stets zur Hand sein, denn ich bin jung und stark."

Die Augen des Schiffers glänzten. Er sah sich durch dies Anerbieten wirklich von einer großen Verlegenheit befreit.

„Wenn Ihr im Ernst sprecht, nehme ich es mit Freuden an, Jungchen."

Der Anker ward gelichtet und die Fahrt begann. Richard warf einen flüchtigen Blick in den Raum und gewahrte den Mann, an dessen Stelle er trat, im unruhigen Traumschlaf vor sich. Eine stille Wehmuth überkam ihn bei diesem Anblick. Er wehrte den Thränen nicht, die ihm in die Augen traten.

Der Abend nahte schon, als man bei einem Negerdorfe anlegte, wo das Boot Station zu machen pflegte. Der Schiffer sagte zu seinem Maaten:

„Morgen ist hier offener Markt und wenn er gut ausfällt, giebt es auf den Abend doppeltes Traktament. Unterdessen schaut Euch um. Sieht hierorts etwas besser aus, als in andern Negerdörfern. Steckt eine Art Kultur darin. Und da Ihr aus dem Preußischen seid, wird es Euch lieb sein zu hören, daß es eine, so zu sagen, deutsche Kultur ist."

Nach einem „Gute Nacht" legte sich der Schiffer zur Ruhe. Die Wolken thaten sich aus einander und der Mond warf sein irrendes Licht auf den glitzernden Wasserspiegel.

Da erschien plötzlich unmittelbar vor Richard eine Figur, welche aus dem untern Raume kam. Sie war ihm so nahe, daß sie ihn fast berührte. Erschreckt wich er mit einem Schrei zurück und sah, wie jene Erscheinung sich an den Mast anlehnte.

„Das ist Onkel Wilhelm!" dachte Richard, und mit heller Stimme fing er an zu singen:

„Berlin ist groß, Berlin ist schön!
Man muß Berliner Leben nur verstehn!"

„Ist da Jemand?" rief der Mann mit einem Tone, wie er Denen eigen ist, die jäh aus einem Traumschlaf aufschrecken.

Richard nahm sich zusammen und sagte: „Ein Seemann bin ich, den der Schiffer Claus Ahlers annahm, um in die Bucht zu springen, dieweil sein Maat erkrankte."

„Dann sind Deine Dienste überflüssig, denn ich bin jener Maat und vollkommen gesund, wie Du siehst."

„Na, denn gehe ich wieder! Berlin ist groß! Berlin ist schön! Man muß — —

„Was weißt Du von Berlin?" fiel ihm der Mann erregt in's Wort.

„Nanu! Bin ja Berliner! Mein Vater heißt Heinrich Geber und wohnt an der Fischerbrücke, und ich bin sein Sohn Richard.“

„Heinrich Geber! Das ist ja — —“

„Das ist Euer Bruder!“ sagte Richard keck, „und Ihr seid mein Onkel Wilhelm! — Onkel! Onkel!“ Mit diesem Jubelruf warf sich Richard in seine Arme. Er preßte ihn fest an sich und küßte ihn herzlich.

„Sonnenschein nach einer langen, dunklen Nacht!“ rief Wilhelm. „Willkommen, mein Junge! Das soll ein glücklicher Tag werden.“

Sich ganz dem Gefühl des Wiederfindens hingebend, schwatzten sie weiter. Die Nacht verging, und der helle Tag brach an, ohne daß sie es merkten. Der Schiffer, völlig ausgeschlafen, kam nach oben und sagte: „Habt Ihr nun genug geschwatzt? Es ist die höchste Zeit, unsere Waaren anzubringen. Frisch an das Werk! In drei Tagen müssen wir wieder auf der Faktorei sein.“

Claus Ahlers zog am nächsten Tage mit seinem Fahrzeug unbehindert seine Straße, begrüßt von den am Ufer hin und her laufenden Negern.

Die Fahrt dehnte sich länger aus, als der Schiffer es beabsichtigte, und Onkel und Neffe wurden immer vertrauter.

In der Faktorei ging alles seinen gewohnten Gang. Fritz lebte sich so sehr in das Thun und Treiben derselben hinein, daß er dem alten Jansen eine wesentliche Stütze wurde. Er gab sich dem Geschäfte mit vollem Eifer hin und die Neigung zum Seeleben, die ihn aus der Heimath trieb, und in die weite Welt jagte, erlosch mit jedem Tage mehr. Die schöne Flora hatte es ihm angethan. Er stand in dem Bann ihrer schönen Augen.

Sonst ruhig und besonnen, trat Fritz eines Morgens in nicht geringer Aufregung in das Kabinet, worin Mynheer Jansen sich aufzuhalten pflegte, wenn er ungestört sein wollte. Fritz wußte das und es mußte nichts Geringes sein, das ihn veranlaßte, dem erhaltenen Befehl zuwider zu handeln.

„Verzeiht mir, Herr,“ sprach er, ganz außer Athem, „wenn ich Euch zuwider handle Allein ich muß . . . .“

„Ist etwa im Speicher Feuer ausgebrochen?“ fragte der Alte verdrießlich, von seinem Pulte aufsehend.

„Behüte Gott, Herr. Aber da ist der Franzose, der Eugen Renard angekommen . . . .“

„Was kümmert das mich? Hast Du den Kopf verloren, daß Du mit mir von einem Kerl sprichst, von dem Du weißt, daß ich ihn nicht leiden kann?“

„Ich kann ihn auch nicht leiden. Aber da ist der Otto . . . .“

„Weiter! Was soll es mit dem?“

„Ihr wieset ihn von Euch und er ging zu dem Franzosen. Das hinterbrachte ich Euch; allein Ihr meintet, das hätte nichts auf sich; der Junge käme schon wieder, wenn er mürbe geworden wäre. Nun, Herr, der kommt nicht wieder. Er ist mit seinem Meister auf die Negerjagd gegangen, und vor einer Stunde trafen sie mit einem starken Trupp hier ein. Es ist ein Toben und Murren, daß einem angst und bange dabei wird.“

Peter Jansen erhob sich mit solcher Hast, daß er sein Pult umgeworfen hätte, wäre es nicht am Boden befestigt gewesen.

Fritz erzählte Alles, was er in Erfahrung gebracht hatte und Mynheer Jansen, der sich von dem ersten Schrecken erholte, sagte in seiner ruhigen Weise:

„Der Otto ist ein mir von dem Capitän William Brauns anvertrautes Gut, das ich nicht ohne Weiteres preisgeben darf. Heute Abend will ich Dir meine Meinung sagen. Jetzt geh!“

Zu derselben Zeit, wo Mynheer Jansen sich anschickte, den ersten Schritt in dieser Angelegenheit zu thun, erreichte das Boot des Claus Ahlers seinen gewohnten Ankerplatz. Die Reise war über Erwarten günstig ausgefallen und der Schiffer schmunzelte, indem er in der Stille den Verdienst überschlug. Zu seinen Maaten aber sagte er:

„Jetzt seid Ihr frei. Geht nun in Gottes Namen, bis ich Euch zu einer neuen Reise nöthig habe.“

Richard ging mit dem Onkel den Strand entlang. Er fragte nicht, wohin dieser ihn führte. Es war ihm genug, daß er neben dem Wiedergefundenen herging und dieser sich mit solcher Herzlichkeit an ihn anschloß.

Nach kurzer Wanderung lenkte Wilhelm landeinwärts. Der Pfad ging steil in die Höhe und verlor sich im Gestrüpp. Mehrere Male war bald nach einander das Schlingkraut aus dem Wege geräumt; allein stets überwucherte es den Pfad von neuem.

„Wohin führt dieser Weg?" fragte Richard endlich, der sich nur mühsam durcharbeitete.

„Nach meiner Wohnung," sprach der Onkel kurz, indem er unverdrossen Bahn machte.

„So abgelegen von allem Verkehr hast Du Dir Deinen Wohnplatz ausgesucht?" bemerkte Richard kopfschüttelnd. „Was willst Du in dieser Einsamkeit?"

„Mit mir allein sein!" war die Antwort. „Siehst Du dort meine Hütte? Hier ruhe ich nach meinen langen mühevollen Wanderungen und hüte meine Geheimnisse."

„Was hast Du hier für Geheimnisse verborgen?"

„Wenn das Gesindel, das draußen überall umherlungert, sie kennte, würde es dieses Dach niederreißen, und mich ermorden," entgegnete Wilhelm. „Du aber bist ein Theil von mir selbst und sollst freiwillig alles von mir erfahren."

Richard blickte gespannt auf den Onkel, der dürres Holz zusammen trug. Bald loderte ein Feuer auf, das einen hellen Schein verbreitete. Wilhelm griff zu einer Hacke und sagte, indem er den Boden aufwühlte:

„Die Habgier suchte im Strom und in den Bergen, aber sie kehrte mit leeren Händen zurück. Ich suchte nicht, als ich den Grund zu dieser Hütte grub. Es rollte mir von selbst durch die Finger. Schau her."

Nicht ohne Mühe hob er eine roh zusammen gezimmerte Truhe aus der Erde und schlug den Deckel zurück. Es glänzte im Widerschein des Feuers hell auf.

„Gold!" schrie Richard auf.

„Mein geheimer Schatz!" sagte der Onkel. „Den hoffe ich eines Tages nach der Heimath zu bringen und soll uns dort vor aller Noth und Sorge schützen."

Onkel Wilhelm erzählte dann noch von dem Funde seines Schatzes, bis die Flamme im Absterben war. Die Truhe schloß sich und sank wieder in die Tiefe hinab. Dann

setzte sich Wilhelm in eine Ecke und ließ den Kopf auf die Brust sinken und schlief ein.

Richard blickte auf den Mann, der regungslos ihm gegenüber saß, bis auch der Schlaf ihn übermannte und ihn in ein seliges Traumleben versenkte und neckische Kobolde ihn die fernen Lieben erscheinen ließen.

Zehntes Kapitel.

Wieder vereint.

Eine lange Zeit war seit den letzten Ereignissen verstrichen. An der Congo-Küste wüthete seit einigen Tagen ein heftiger Sturm. Der Strand war weit hinab und hinauf mit Trümmern bedeckt. Manches Fahrzeug — weniger oder mehr zum Wrack geworden — schwamm auf den Wellen und die Führer, denen es gelang, einen möglichst gefahrlosen Ankerplatz zu finden, priesen sich glücklich.

So hatte auch ein Fahrzeug an einem gefahrlosen Platze, der in der Nähe der Faktorei lag, welcher Mynheer Peter Jansen vorstand, Anker geworfen. Hinter einem Vorsprung lag es vor der anbrandenden See geschützt.

Der Capitän und der Supercargo dieses Schiffes waren in großen Zwiespalt gerathen. Der Letztere beschuldigte den Kommandanten, daß er dies Unglück absichtlich herbeiführte.

„Eure abscheuliche Furcht vor einem Geschäft, das seinen Mann fordert, hat Euch an diesen Theil der Küste geführt, weil Ihr glaubt, hier keine Waare für unsern Markt zu finden . . .“

„Hütet Eure Zunge, Sennor Vincent!“ unterbrach ihn Capitän Brauns, „oder ich ziehe Euch dafür zur Verantwortung.“

„Mein werther Capitano,“ lachte Vincent. „Nehmt

es nur nicht übel, daß ich spreche, wie es mir um's Herz ist. Ich bleibe bei meinem Worte und die Welt glaubt mir."

„Ich rufe Gott als Richter über uns alle an!" sagte der Capitän in feierlicher Stimmung. „Was mir als Capitän in der Lage, worin wir uns jetzt befinden, zu thun obliegt, ist meine Sache ganz allein und ich weise jede Einmischung zurück. Holla, die Schaluppe an das Fallreep! Ich muß an's Land fahren, um die nöthige Hülfe zu beschaffen."

Nachdem William Brauns mit den Schiffs-Offizieren Rücksprache genommen hatte, stieg er in die bereit liegende Schaluppe.

Ein Schiff im havarierten Zustande ist stets ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit an dem Punkte, wo es landet. Wenige führt das Mitleid an Bord desselben; die meisten, welche kommen, um Hilfe anzubieten, hoffen dabei ihre Rechnung zu finden. Solche Leute harrten am Landungsplatz auf die Ankunft der Schaluppe, die von schnellen Rudern getrieben, durch die aufleuchtende Brandung schoß.

„Eine Schaluppe!" sagte Eugen Renard, welcher sich mit Otto ebenfalls eingefunden hatte. „Vielleicht zu dem Schiffe gehörig, welches dort auf der Rhede ankert. Was meint Ihr, Sennor Otto? Werfen wir die Angel nach ihm aus? Wie viel Stück am Platze?"

„Eine ansehnliche Zahl. Fünfzig von voriger Woche und die sechsunddreißig dazu, welche gestern an uns abgegeben wurden. Die Waare ist rar und also gut im Preise. Schöne glatte Blöcke, weich wie Sammet und schwarz wie der Teufel! Boot ahoi! Legt hier an, wenn es beliebt! Willkommen, Capitän, auf dem Trockenen."

„Habt Dank für den Willkommen!" sagte jener, indem er das Land betrat.

„Gern bin ich Euch zu Diensten . . . Aber, wie ist mir denn? Seid Ihr nicht? . . . Ja, Ihr seid es ganz und gar. Capitän William Brauns. . . ."

„Der bin ich. Aber Ihr. Wer seid Ihr? Kann mich auf Euch nicht besinnen."

„So sehr habe ich mich also durch andere Kleidung verändert, daß Ihr mich nicht erkennt? Gestattet mir,

Capitän, daß ich mich Euch als einen Eurer Berliner Matrosen vorstelle. Otto Schulze ist mein Name. Erlaubt auch, diesen Herrn Euch vorzustellen, Eugen Renard, mein Compagnon . . . ."

„Das ist alles so räthselhaft," sagte William. „Welche Art von Geschäft betreiben die Herren, wenn es beliebt?"

„Unsere Waare bewegt sich allein. Wenn wir ihnen nichts zu essen geben, hungern sie und wenn sie gepeitscht werden, schreien sie. Glänzend schwarz, wie polirtes Ebenholz . . ."

„Also Sklavenhändler!" rief der Capitän mit dem Ausdruck des Schmerzes und der Verachtung, indem er sich entfernte.

„Wie der Herr, so die Diener!" rief Otto ihm nach und sprach gelassen weiter mit Eugen Renard, als ob nichts vorgefallen wäre.

Capitän Brauns näherte sich nicht sobald der Faktorei, als ihm ein junger Mann entgegen lief, der ihn mit allen Zeichen der Freude begrüßte:

„Willkommen, Capitän! Tausend Mal willkommen! Das ist eine unverhoffte Freude! Was wird Mynheer Jansen sagen? Ich will es ihm gleich melden."

„Fritz, wenn ich mich selbst kenne," sprach der Capitän.

„Ja, Herr. Fritz Fischer, der das Gute, welches er Euch dankt, treu im Herzen bewahrt."

Der Capitän betrachtete den zweiten seiner Zöglinge und sagte:

„Was für eine Beschäftigung hast Du hier? Bist Du ein Gehilfe des Otto geworden?"

Fritz machte eine abwehrende Bewegung und sagte:

„Behüte der Himmel! Das ist eine traurige Geschichte, Herr. Aber ich sehe Mynheer Jansen aus dem Magazin kommen. Von ihm werdet Ihr Alles besser erfahren, als von mir. Ich klage nicht gern Jemand an, am wenigsten einen Kameraden, mit dem ich eine so lange Wegestrecke zurücklegte." —

Peter Jansen hatte den Capitän schon bemerkt und ersuchte ihn, einzutreten. Die Männer saßen im traulichen Gespräch beisammen, und Capitän Brauns war bald von Allem gründlich unterrichtet.

Elftes Kapitel.

Bankerott.

In der Villa Contreras war eine unerwartete Wendung eingetreten. Donna Anna war todt. Der Kaufmann wanderte aus seinem Hause und die Gläubiger nahmen die Schlüssel an sich. Die alte Herrlichkeit nahm ein Ende mit Schrecken. Still und traurig war es in den Räumen, in welchen sonst nur Lust und Freude geherrscht hatte. Livia saß mit thränenumflorten Blick in ihrem bescheidenen Stübchen am Schreibtisch, um einen Brief zu vollenden, worin sie Capitän Brauns alles mittheilte, was geschehen, und daß sie für ihn verloren sei.

„Der unglückliche Vater!" sprach sie. „Mit den letzten goldenen Flittern fällt der letzte Freund von ihm ab und er steht allein in der weiten Welt. Gott wird mir Kraft verleihen, ihn in seinem selbstverschuldeten Unglück aufrecht zu erhalten."

Zwölftes Kapitel.

Erlöst.

Die Stürme hatten ausgewüthet. Das Schiff des Capitän Brauns war ausgebessert. Vincent war der eigentliche Herr des Schiffes. Man hatte ihm in Havanna geheime Ordres gegeben, nach denen er zu verfahren hatte, sobald ihm der Zeitpunkt günstig zu sein schien. Diesen An-

weisungen gemäß hatte er das Schiff mit mehreren hundert Negern vollgepfropft, die Waare entweder baar bezahlt, oder doch ausreichende Deckung angeboten und wollte jetzt den Capitän Brauns zwingen an Bord zu gehen und seine Schuldigkeit zu thun, wobei er höhnend hinzufügte, die dem Capitän gebührenden Prozente würden ihm in untadelhafter Beschaffenheit gereicht werden. Er selbst solle sich den Block aussuchen, von welchem er glaube, daß er sich in Havanna am vortheilhaftesten verkaufen lasse. „Das ist nicht mehr als billig," schloß er mit rohem Lachen, „denn Jedem ist sein Verdienst zu gönnen."

„Euer unverschämtes Anerbieten würde ich in gebührender Weise abfertigen," entgegnete William, „wenn mich nicht jedes Wort gereute, was ich an Euch verwende. Zwischen uns ist keine Gemeinschaft und ich fordere Euch allen Ernstes auf, mich zu verlassen und mich nicht weiter zu behelligen."

„Oho!" rief Vincent und brach in ein empörendes Lachen aus: „So ist's gemeint! Nun, in den nächsten Wochen und Monaten sollt Ihr merken, daß Ihr mir untergeben seid, mögt Ihr den Kopf auch noch so verächtlich in den Nacken werfen, und mich so hochmüthig anschauen, als Ihr immer wollt. Ich stelle die Ordre aus und Ihr werdet sie blindlings befolgen."

„Meine Antwort darauf habt Ihr ein für alle Mal erhalten und nun entfernt Euch!" sagte der Capitän.

„Hochverehrter Herr! Edelster Caballero und Capitano, ganz nach Eurem Belieben," entgegnete Vincent, sich spöttisch verneigend. „Ihr trotzet auf den Schutz dieser geizigen, neidischen Holländer und Ihr thut wohl daran, denn es ist durchaus nicht meine Absicht, mich mit ihnen in einen Kampf einzulassen."

„Da handelt Ihr klug, Ihr würdet nur den Kürzeren ziehen."

„Ich habe aber eine andere, weit sicherere Waffe, womit ich gegen Euer Gnaden zu Felde ziehen kann, und gegen die Eure Schutzherrn, die Mynheers, keine Hand zu erheben vermögen. Der Herr Capitän wird sich erinnern, dem Hause Fabio Contreras eine ansehnliche Summe zu schulden, worüber eine Verschreibung existirt.

Diese Verschreibung ist in meinen Händen und Ihr begreift wohl, daß ich den Vogel, den ich mühsam und mit großen Kosten einfing, nicht ohne ihn tüchtig gerupft zu haben, los lassen werde."

Der Capitän verstummte. Diese Nachricht kam ihm zu unerwartet. Ihm fehlte die Antwort darauf.

Zu derselben Zeit stiegen zwei Wanderer auf dem Wege nieder, welcher von den Bergen in die Faktorei führte. Die Bewegung, welche in deren Nähe herrschte, hatte ihre Aufmerksamkeit erregt und Richard sagte zu seinem Begleiter:

„Gieb acht, Onkel, dort geht etwas vor, und ich fürchte, daß es nichts Gutes ist."

„Woraus schließest Du das, mein Junge?"

„Siehst Du das Zusammenlaufen der Menschen, die sich alle nach einem und demselben Punkt drängen? Wäre etwas Lustiges dabei, hörten wir die Neger schreien und juchheien. Irgend ein Tamtam oder eine verstimmte Trompete ließ sich vernehmen und von den Schiffen und Dächern wehten Flaggen und Wimpel. Von alledem ist nichts vorhanden. Mir fällt es schwer auf's Herz, als sei hier Alles nicht recht richtig."

„Wir werden es bald erfahren, Junge," beruhigte Wilhelm. „Laß uns rascher zuschreiten, damit wir der Sache desto eher auf den Grund kommen."

„Das wollen wir!" sagte Richard und nahm einen schnelleren Gang an, stand aber gleich darauf still.

„Was hast Du?" fragte der Onkel besorgt.

„Sieh dorthin!" sprach Richard hastig. „Siehst Du die beiden Reiter? Der vorderste ist der Franzose, Eugen Renard, der Sklavenhändler, und der ihm nachfolgt ist Otto Schulze. Wie vornehm der Bursche ausschaut. Und ein Gesicht zeigte er, wie der Teufel es schneiden soll, wenn er eine arme Menschenseele verhandelt. Laß uns ihm nachgehen. Vielleicht sind wir im Stande, ein Unglück zu verhüten."

Sie mußten rasch ausschreiten, wenn sie der Spur der Reiter auch nur von Ferne folgen wollten. Diese trabten schnell weiter und Otto sagte zu seinem Begleiter:

„Wir dürfen keine Zeit verlieren. Sennor Vincent hat mir gesagt, daß in dieser Stunde die Entscheidung falle. Die Melodie, welche er zu spielen gedenkt, soll nicht besonders heiter klingen."

„Gelernt habt Ihr in meiner Gesellschaft tüchtig," lachte Eugen Renard. „Wenn Euer Schutzheiliger, insofern ein solcher sich mit Euch abgiebt, Euch vergönnt, noch einige Zeit auf diesem Boden zu bleiben, werdet Ihr mich bald übertreffen. Eure Gesinnung gegen einen Mann, wie der Capitän Brauns Euch war, macht Euerm Herzen alle Ehre."

„Das versteht Ihr nicht," entgegnete Otto heftig. „Unser früheres Verhältniß war längst aufgehoben, und in der Stellung, worin ich mich gegenwärtig befinde, hat er mich mit rücksichtsloser Verachtung behandelt. Verdammt, wenn ich ihm das vergesse und nicht eher ruhe, bis er selbst dem Gewerbe verfällt, um dessenwillen er mir den Rücken wandte."

Unterdessen hatten sie den Platz erreicht, wo die ernsten Verhandlungen gepflogen wurden und traten in den Kreis. Der Capitän sprach seine entschiedene Weigerung aus und bekräftigte sie mit einem feierlichen Eide. Vincent lachte in seiner rohen Weise und rief: „Hier stehe ich mit einem Blatt Papier in der Hand. Es ist leicht wie eine Feder und doch sind alle Eure Lungen nicht stark genug, es wegzublasen. Sperrt Euch soviel Ihr wollt, Ihr bleibt mir unterthan."

Zu den Anwesenden gesellten sich noch Mynheer Jansen und Flora, denen Fritz auch auf dem Fuße folgte. Richard hatte den Schauplatz ebenfalls erreicht und einen der Faktoreidiener nach der Ursache dieser Zusammenkunft gefragt. In aller Eile erklärte dieser den Sachverhalt und Richard war vollständig unterrichtet, als Vincent ausrief:

„Alle Rederei ist hier unnütz! Bereitet Euch, Capitän! Ich lege meine Hand an Euch!"

Da hatte Richard mit seinem Onkel den Kreis durchbrochen und rief mit lauter Stimme:

„Holla Ahoi, Capitän Brauns! Hier ist einer Eurer treuesten Maaten, der um Aufnahme bittet."

„Richard!" jauchzte dieser, und das Roth der Freude

schoß ihm in die Wangen. „Richard, mein Junge, wo kommst Du her? Ich gab Dich schon für verloren.“

„Ein gesunder Junge ist immer obenauf, Capitän! Hoffe nicht, daß Ihr um meinetwegen in Sorgen wart, Herr. Habe mit meinem Onkel, den ich wiederfand, eine Entdeckungsfahrt gemacht und das Gesuchte gefunden. Aber nicht von mir ist die Rede, sondern von Euch. Habe bereits Alles vernommen. Ihr steckt mit dem Kopfe in der Schlinge und anstatt, daß einer Hand anlegte, um Euch aus derselben zu befreien, stecken sie diese, müßig gaffend, in die Tasche.“

Er maß bei diesen Worten die beiden andern Matrosen mit einem Zornesblick an. Fritz schien reden zu wollen, während Otto sich achselzuckend abwandte; der Capitän aber sagte:

„Was sollten sie thun mein Junge? Hier konnten sie nicht helfen.“

„Was?“ rief Richard. „Hatten sie keine Arme, um den braunen Burschen da niederzuschlagen, als er sich unterstand, seine Hand nach Euch auszustrecken?“ Wäre ich hier gewesen, er hätte meine fünf Finger an der Kehle gehabt und geschüttelt hätte ich ihn, bis der letzte Athemzug aus ihm herausging.“

„Was für ein Prahlhans ist das, der den Mund soweit aufreißt?“ warf Vincent dazwischen. „Nimm Dich in Acht, daß man Dir ihn nicht für immer schließt.“

Dabei warf der Spanier giftige Blicke auf den jungen Matrosen. Seine Hand suchte den Griff eines Messers. Richard, der allen Bewegungen folgte, sagte lachend:

„Gebt Euch keine Mühe mit dem Messer da, außer Ihr wollt es für Euch selbst gebrauchen. Euch will ich gründlich die Lust verderben, diesen Mann, den ich ehre und liebe, weil er mir Freund und Lehrer war, zu Euern Bosheiten zu mißbrauchen. Laßt mich gewähren, Capitän; es ist jetzt keine Zeit, mich zu unterbrechen. Da steht Mynheer Jansen. Er ist der Geschäfte kundig, und wird mir zu meinem Vorhaben behilflich sein. Sagt, Mynheer, ob es sich hier um ein Stück Geld handelt, welches der Capitän bezahlen soll und gerade nicht bei der Hand hat?“

„Du hast es getroffen, Jungchen!“ sagte der Hol-

länder, nicht ohne mit Verwunderung auf den jungen Seemann zu blicken.

„Gottlob!“ rief dieser. „Onkel Wilhelm, wir sind zur rechten Zeit gekommen. Laßt Ihr jenen Mann gehen, Ich bürge für Alles.“

Alle lachten laut auf, während Capitän Brauns nicht ohne Besorgniß auf seinen jungen Matrosen sah, der leichthin sagte:

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und das sind wir. Mynheer Jansen, nehmt meinen Onkel mit Euch in Euer Comptoir; er wird die Angelegenheit des Capitäns für mich in Ordnung bringen. Ich bleibe bis zur ausgemachten Sache hier. Geht, Onkel, und nehmt die Last von meinem Herzen.“

„Das will ich, mein Sohn. Und ich darf wohl sagen, daß von allen Gängen, die ich Zeit meines Lebens in diesem Lande machte, dieser mein glücklichster ist.“

Die beiden Männer entfernten sich. Die Zurückbleibenden bildeten einzelne Gruppen, Otto und Eugen Renard, Vincent und seine Genossen, Fritz und Flora, der Capitän und Richard.

„Möchte den Matrosenbeutel sehen,“ rief Vincent höhnend, „worin eine Summe von zehntausend Dueros Raum hat.“

„Ich wollte, es stände in meiner Macht, zehntausend Donnerböen auf Euch herabfallen zu lassen,“ rief Richard. „Sollte mir nicht darauf ankommen, wenn es auch ein Dutzend mehr würden. Aber da sind unsere Abgesandten wieder. Onkel Wilhelm, wie steht es?“

Statt aller Antwort schloß dieser seinen Neffen an die Brust. Mynheer Jansen aber sagte:

„Alles geordnet und Deckung vollauf. Wenn sich Sennor Vincent in mein Comptoir bemühen wollen, wird Ihnen Ihre Forderung bis auf eines Pintems Werth ausbezahlt werden.“

Diese Worte brachten einen mächtigen Eindruck hervor. Es bedurfte längerer Zeit, bis man sich einigermaßen verständigte und der wiederholten Mahnung des Holländers Folge leistete. Auch die Nichtbetheiligten schlossen sich an und harrten vor der Thür des Ausgangs.

Das Geschäft war bald beendet. Die Spanier empfingen ihr Geld und der Capitän erhielt seine Schuldverschreibung. Es ward beschlossen, da alles in Ordnung war, mit dem Beginn der Landbrise den Anker zu lichten. Vincent ging grollend an Bord. Bald darauf bedeckten sich die Masten des spanischen Schiffes mit Leinewand. Der Anker war gelichtet und hing vor der Klüse. Als die Segel voll schlugen, zog das Schiff mit seiner traurigen, bejammernswerthen Fracht leise von dannen. —

In dem Hofe der Faktorei wurde es lebhafter. Dort hatten sich die drei Berliner zusammen gefunden und es entspann sich ein Streit. Besonders heftig geriethen Fritz und Otto an einander, während Richard sie zu besänftigen versuchte, was ihm aber nicht zu gelingen schien. Otto wurde in seiner gewohnten Manier immer höhnender und verletzender, wodurch Fritz auf das Tiefste gekränkt, seiner Natur ganz entgegen, im Zorn aufbrauste und dem ehemaligen Freunde Vorwürfe machte, welche dieser wenigstens aus diesem Munde nie zu hören erwartet hatte.

Mynheer Peter Jansen, der unbemerkt ein Zeuge dieses Streites war, trat jetzt vor. Er verwies den jungen Leuten ihr ungehöriges Benehmen und schloß mit den Worten:

„Ich hätte wohl gewünscht, daß Euer Abschied weniger stürmisch gewesen wäre."

„Abschied?" fragte Fritz bewegt.

„Das versteht sich doch wohl von selbst," fuhr Mynheer fort, „daß Euer Verhältniß zu mir aufhört, da der Capitän, dem Ihr zugeschworen seid, wieder ganz und gar sein eigener Herr ist. Du, Otto, hast Dich außerdem schon früher von uns getrennt, und wie die Sachen stehen, möchte ich auch eine Vereinigung nicht mehr wünschen. Ehe ich aber Euch entlasse, habe ich noch eine Rechnung mit Euch abzuschließen, und das soll in diesem Augenblicke geschehen."

„Welche Art von Rechnung könnt Ihr wohl haben?" fragte Otto den Kopf in den Nacken werfend. „Wenn es damit seine Richtigkeit hat, wird sie unfehlbar eingelöst werden."

Jansen zuckte bei diesen prahlerischen Worten die Achseln und sagte dann:

„Habt Ihr eine Ahnung, wer und was Ihr seid, Ihr drei? Junges, grünes Volk, welches sich erst Wind um die Nase wehen lassen und eine Stellung in der Welt erkämpfen soll, bevor es mitsprechen darf. Und doch habt Ihr die Nase höher getragen, als mancher ehrbare Mann, der Haus und Hof errang, und nicht wagte, an die Thür zu klopfen, hinter welcher er einen Schatz zu finden hoffte, der ihm noch zu seinem Glücke fehlte. Ihr seid nicht so schüchtern gewesen, Ihr drei kleinen Abenteurer, sondern habt dem Peter Jansen mit klaren Worten oder himmelnden Blicken zu verstehen gegeben, daß Ihr seine Tochter liebt und es gar nicht unnatürlich fändet, des alten Faktors Schwiegersohn zu werden."

Eine peinliche Stille trat ein. Flora bedeckte verschämt das Gesicht, mit ihren Händen. Endlich sagte Otto:

„Ich gebe zu, es war eine Dreistigkeit. Meinerseits sage ich zur Entschuldigung, daß Niemand seinem Herzen zu gebieten vermag und was im Innern so mächtig sich bewegt, in Worten und Blicken sich kund giebt."

„Das will ich gelten lassen," fuhr Jansen fort. „So steht Ihr denn alle drei hier und werbt um dies Mädchen. Sprecht offen und ehrlich, und ich gebe mein Wort darauf, daß Derjenige von Euch meine Tochter haben soll, dem ich sie, nachdem ich Euch aufmerksam anhörte, mit gutem Gewissen anvertrauen kann. Du machst ein Gesicht, Meister Otto, als könnte es Dir nicht fehlen. Sprich Dich aus, Bursche! Was kannst Du sagen, um Dir die schöne Flora zu gewinnen."

„Ihr nehmt mich doch nicht als Schwiegersohn," entgegnete Otto, „wenn Ihr in Euren Vorurtheilen befangen bleibt. Wollt Ihr aber den Beruf, dem ich mich weihte, mit günstigeren Augen ansehen, dann glaube ich, daß Ihr nicht fehl greift, wenn Ihr das Schicksal Eurer Tochter in meine Hände legt, denn ich fühle, daß ich einer glänzenden Zukunft entgegen gehe."

„Das ist die Wahrheit," bestätigte Eugen Renard, der seinen jungen Freund selten verließ. „Laßt Euer selt-

sames Vorurtheil fahren und nehmt mich zum Bürgen für die Verheißungen des jungen Mannes an."

„Alte Leute haben starrsinnige Köpfe, Monsieur," sagte der Holländer. „Ich bin nicht besser als die andern und denke von Euch und Euerm Geschäft nur mit einer Anwandlung von Fieber. Nehme ich Euren Schützling zum Schwiegersohn an, entsage ich aller Aussicht auf fieberfreie Tage, und das ist mehr, als der Rücksichtsloseste fordern kann."

„Mit anderen Worten, ich bin abgewiesen," sprach Otto und vermochte nicht, den Aerger, der sich seiner bemächtigte, zu verbergen. „Nun, Eugen, wir müssen uns trösten über den unersetzlichen Verlust. Lebt wohl, schönste Flora! Ihr werdet Euch wohl nicht allzusehr härmen und mir gestatten, mich zu entfernen, um meinem Schmerz in der Einsamkeit freien Lauf zu lassen."

Beide entfernten sich und Mynheer sagte zu Fritz. „Die Reihe ist an Euch! Was könnt Ihr zu Euren Gunsten vorbringen?"

Fritz trat einen Schritt näher und das junge Mädchen welches ihn keinen Moment aus den Augen ließ, haschte die Worte von seinen Lippen.

„Was könnte ich zu Euch sagen," begann Fritz schüchtern, „das Ihr nicht im Voraus wüßtet? Ich bin nichts, als was Ihr aus mir machtet. Besitze ich irgend ein Gut, als was ich von Euch empfing? Ich bin Euer Geschöpf ganz und gar, Herr. Was ich in mir trage, ist meine wandellose Treue und meine aufrichtige und heiße Liebe zu dieser Jungfrau, deren Glück die einzige Aufgabe meines Lebens sein würde, wenn ich ihr das meinige darbringen dürfte. Das ist Alles, Herr. Das Gefühl, welches mich unwiderstehlich erfaßt, lähmt mir die Zunge. Ich kann nicht mit Worten sagen, was in mir vorgeht."

Fritz schwieg. Mynheer Peter Jansen entgegnete ihm nichts, sondern wandte sich an Richard, der am Arm seines Onkels mit gespannter Erwartung dem Laufe der Begebenheiten folgte:

„Nun rede Du, Du Blaujacke! Bist ja sonst immer mit dem Munde vorweg. Ist er Dir gerade jetzt zugewachsen?"

„Im Gegentheil Herr!“ entgegnete Richard. „Es ist Alles wohl bestellt mit mir; aber in diesem Falle habe ich Euch nichts zu sagen. Glaubte vor einiger Zeit, mit Hilfe dieses alten Mannes, soviel geschafft zu haben, um als Freiersmann vor Euch hintreten zu können; allein die Wageschale ist seitdem bedeutend gesunken.“

Capitän Brauns konnte eine innere Bewegung nicht unterdrücken. Richard bemerkte es und sagte mit innigem Tone:

„Lieber Herr, ich bitte, wollt diese Worte nicht übel deuten. Es fuhr mir so heraus und ich mußte davon sprechen, damit jener Mann begreife, weshalb ich eine Hoffnung aufgebe, die mich eine Zeitlang zu den glücklichsten Burschen machte. Dank Euch, Mynheer Jansen, daß Ihr mir das Wort vergönntet, aber ich bin ein armer Junge, der nicht um ein Mädchen, wie Eure Tochter ist, werben darf.“

„Und gerade Dir hätte ich mein Kind am liebsten anvertraut,“ rief Peter Jansen aus. „Wer aus freiem Antriebe voll Dankbarkeit sein Alles hingiebt, um seinen Herrn aus der Noth zu reißen, der ist auch der Mann dazu, sein Leben einzusetzen, wenn es das Glück eines geliebten Weibes gilt. Was frage ich darnach, wenn Ihr auch keinen Gulden in der Tasche habt? Mit einer Gesinnung wie die Eurige, seid Ihr dem Reichsten gleichzustellen und für das Uebrige bin ich auch noch da.“

Capitän Brauns sah in hoher Bewegung auf seinen Zögling. Dieser aber, als er die Worte des Holländers hörte, sagte lebhaft erröthend:

„Redet Ihr die Wahrheit — Ihr wolltet? — Hört Ihr es, Capitän? Mynheer Jansen will mich zum Sohne annehmen! Onkel Wilhelm! Habt Ihr es gehört? Das Mädchen, welches ich im Herzen trage, so lange ich sie kenne, deren Bild mich auf allen unsern mühevollen Wanderungen begleitete, soll die meinige werden. Ich glaube, daß ich jetzt nicht mit dem Commandanten der schönsten Fregatte tauschte, wenn mir das Commando angeboten würde. Nichts für ungut, lieben Leute, ich weiß nicht, was ich für tolles Zeug schwatze.“

Eine andere Wirkung brachte die Erklärung des Hol-

länders und der unwillkürliche Ausbruch der Freude des Matrosen bei Flora und Fritz hervor. Flora erbleichte und drohte zu sinken. Fritz eilte zu ihrem Beistande herbei. Er führte sie zu dem Vater, der ihm unwillkürlich den Arm entgegenstreckte und sagte dann:

„Erlaubt, Mynheer, daß ich mich entfernen darf."

Richards Aufwallung war eine heftige gewesen, allein sie dauerte nur kurze Zeit. Die bebende Stimme des Freundes schlug an sein Ohr. Der klagende Laut der Jungfrau drang ihm in's Herz. Er riß sich von dem Onkel los und hielt Fritz auf. Er sah in das erbleichende Gesicht des jungen Mädchens, sah die Thränen, welche ihre Wangen herabrollten und sprach, sich an den Vater wendend:

„Einen Augenblick Geduld, Herr. Ich danke Euch für Eure gute Meinung, aber aus unserm Vorhaben kann nichts werden."

„Was soll das heißen?" fuhr Peter Jansen unwillkürlich auf. „Du unterstehst Dich . . .?"

„Ja, ich nehme mir die Freiheit, einen Schatz auszuschlagen, weil ich zwei Herzen brechen würde, wenn ich ihn annehme und selbst nicht glücklich werden könnte. Seht nur die Beiden an, Herr, und Ihr werdet begreifen, daß ich mir das Alles aus dem Sinne schlagen muß. Fräulein Flora, seid so gut, die Thränen abzuwischen, und laßt Eure Wangen wieder glühen, wie vorher. Ich will gar nicht Euer Mann sein. Bin viel zu flügge und unstät dazu, ein toller, ausgelassener Bursche, der sich die Hörner noch lange nicht abgelaufen hat. Und Du, Bruder Fritz, wirst nicht glauben, daß ich Dir etwas rauben will, was Du schon mit gutem Rechte besitzest. Aber nun laßt mich gehen. Ich tauge nicht mehr unter Euch und muß mit mir allein sein. Onkel Wilhelm, ich folge Deinem Beispiel und verlaufe mir die Grillen, die mich zu bewältigen drohen."

Mit diesen Worten machte er sich von ihnen los und sie ließen ihn ungehindert ziehen.

Die Sonne war bereits tief im Sinken, als er zu den Freunden zurückkehrte, die sich in das Innere der Faktorei begeben hatten. Als Richard bei ihnen eintrat,

erklang ein Ausruf der Freude. Mynheer Jansen ging ihm entgegen und sagte:

„Du hast mir den rechten Weg gezeigt, den ich gehen sollte. Da Du mir einen Korb gegeben hast, mußte ich schon Anstalten treffen, das Mädchen anderweitig los zu werden, damit ich sie am Ende nicht auf dem Lager behalte. Da stehen Braut und Bräutigam."

Er deutete auf Flora und Fritz.

Richard ging zu beiden. Für die Braut hatte er nur ein freundliches Wort, das nicht ohne Zittern über seine Lippen trat; dem Freunde aber bot er die Hand und sprach mit Empfindung:

„Als wir drei Jungens über den Ozean gingen, um das Glück zu suchen, dachte wohl Keiner, wie er es finden würde. Einen Augenblick lang bildete ich mir ein, ich hätte es errungen. Du aber hast es in Wahrheit erobert und ich kann Dir nun nichts anderes sagen, als dies: Halte es fest, ganz fest, mit Herz und Hand. Es ist ein anvertrautes Gut."

„Das gelobe ich Dir!" rief Fritz und streckte die Hand zur Bekräftigung seines Gelöbnisses empor.

„Ich aber stehe hier, ein einsamer Bursche, auf einer fremden Küste, der keinen andern Zweck hat, als diesen alten Mann heimwärts zu lootsen und dann wieder in das Leben hinauszusteuern. Ein abgedankter Matrose, der nach einer frischen Heuer sucht. Ist keiner da, der mir das Handgeld giebt?"

„Ich, mein Junge!" rief Capitän Brauns, der seiner Empfindung nicht Herr blieb. Sie brach mächtig hervor. „Zu mir komme her!" So lange noch ein Athemzug in mir ist, lasse ich nicht von Dir."

Er schloß ihn in seine Arme. Richard rief aus:

„Capitän und Matrose! Halbdeck und Fockmast! Das wird eine flotte Reise werden. In Gottes Namen denn, Anker auf!"

Die Uebrigen drängten sich mit inniger Rührung um diese beiden, von denen sie so bald scheiden sollten, auf Nimmerwiedersehen!

Ein Drama auf dem Meere.

Erzählt von J. G.

Es war in den ersten Tagen des Mai 1878. Das Packetboot „Amerique" der transatlantischen Gesellschaft, vom Isthmus von Panama kommend, hatte am Morgen längs des kleinen Fort de France auf der Insel Martinique Anker geworfen.

Die Hitze unter dem stets blauen Himmel der Antillen war sengend; das Karaibische Meer, durchsichtig wie Smaragd, zeigte eine vollkommen unbewegte Fläche, und fast alle Passagiere des „Amerique" hatten sich an's Land begeben; sie wollten augenscheinlich vor der weiten Ueberfahrt über den Ozean den letzten großen Landungsplatz für Einkäufe benützen.

Unter dem großen, auf dem Hinterdeck ausgespannten Gezelt saß behaglich der Commandant des Packetboots in einem der langen Bambusstühle aus China. Neben ihm durchlas der Bordcommissär, auf einem Feldsessel sitzend, mehrere Papiere, die ihm von der Gesellschafts-Agentie zugeschickt worden waren.

„Mein Commandant", sagte er, — „da bekommen wir noch achtunddreißig Passagiere; dreißig von Saint Pierre und acht von Fort de France. Das macht vierhundertzehn Passagiere erster Klasse und wir haben noch Basse-Terre und Pointe a-Pitre vor uns."

„Teufel! Wo werden Sie alle diese Leute unterbringen?" fragte der Commandant.

„Es ist nicht das kleinste Plätzchen mehr disponibel.

Ich werde mit Ihrer Genehmigung im zweiten Zwischendeck Matratzenrahmen spannen lassen. Das giebt hundert zwar wenig luxuriöse, aber sich gar nicht schlecht präsentirende Lagerstätten. Die Passagiere, welche mit diesem Arrangement nicht zufrieden sind, können den „Lafayette" abwarten."

„Sehr gut, mein Freund. Thun Sie, wie Ihnen gut dünkt", schloß der Commandant mit einem leichten Gähnen, Anzeichen einer gestörten Siesta.

In diesem Augenblicke tauchte aus der Luke der großen Treppe eine Dame empor, und stieg auf das Verdeck, gefolgt von ihren zwei Töchterchen von sechs und acht Jahren.

Die Reisende trug ein elegantes Kleid von weißem Mousselin, mit feinen Spitzen und ponceaurothen Bändern verziert. Auf dem Kopf trug sie einen breiträndrigen Strohhut. Sie war auffallend hübsch, obschon von etwas kupferfarbigem Teint, hatte große, schwarze Augen, die, mandelförmig geschnitten, sich ein wenig gegen die Schläfe hinzogen, die Backenknochen sprangen sichtlich hervor, um den kleinen Mund mit feinen purpurrothen Lippen und milchweißen Zähnen spielte ein kindliches Lächeln, ihre Taille war geschmeidig und graziös, der Gang eigenthümlich leicht und elastisch.

Sowie die Kinder auf dem Verdeck angelangt waren, begannen sie sogleich nach allen Richtungen zu laufen.

„Ninas, Ninas", rief die Dame in spanischer Sprache; „seid ruhig; es ist noch zu heiß zum Spielen."

Sie grüßte mit einem graziösen Lächeln, als sie an dem Commandanten und dem Bordcommissär vorüberging; dann ging sie auf eine Chaiselongue zu und setzte sich dort nieder.

Die beiden Offiziere waren galant wie alle Seeleute aufgesprungen, um ihren Gruß zu erwidern.

„Ah, Desouche," flüsterte der Commandant D... ganz leise, gegen seinen Gefährten geneigt, „wie lautet denn das Geschichtchen, das seit Aspinwall über diese charmante junge Frau und ihren Gatten erzählt wird? Ich habe ein paar Bruchstücke davon aus den Gesprächen der Passagiere aufgeschnappt... Wissen Sie vielleicht etwas Näheres?"

„Ich kenne die Geschichte ganz genau, mein Commandant. Sie ist mir von meinem englischen Collegen auf dem Packetboot der Pacific-Linie in Panama erzählt worden. Obschon interessant, hat doch die Geschichte dieser Dame nichts Außerordentliches an sich... Aber es könnte leicht geschehen, daß sie sich zum Tragischen wendete."

„Aber wie? erzählen Sie doch," sagte der Commandant mit sichtlicher Neugierde, indem er seinen Stuhl zum Feldsessel des Commissärs hinrückte.

„Monsieur Jules Leverac, Madame Leverac" — und das Auge des jungen Mannes deutete direkt auf die Dame hin, welche aufmerksam in einem Buche las — „mit ihren Kindern, und der alte Herr Leverac Vater, haben sich in Callao nach Frankreich eingeschifft.

Mit ihnen zugleich haben mehrere junge Leute aus den höheren Schichten der Gesellschaft in Peru Plätze genommen. Am zweiten Tage der Reise an Bord des englischen Packetbootes hat sich ein leichter Streit zwischen diesem Jules Leverac und den anderen Peruanern entsponnen, der sich bis Panama öfters erneuerte und verbitterte. Der einzige Grund desselben waren die Spöttereien und Sarkasmen der jungen Leute mit Bezug auf Madame Leverac...."

„Ja, das ist es, was die vom Stillen Meere kommenden Passagiere untereinander erzählen," unterbrach ihn der Commandant mit einer leichten Ungeduld. „Ich weiß das. Aber weshalb diese unaufhörlichen Spöttereien und daraus folgenden Streitigkeiten, die sich erst vor zwei Tagen wieder erneuert haben? Das ist es, was ich eigentlich wissen möchte."

„Gleich, gleich, mein Commandant," erwiderte lachend der Commissär. „Vor Allem müssen sie wissen, daß Leverac Vater ein Franzose aus dem Süden ist, der sehr jung nach Peru ausgewandert, dort ein beträchtliches Vermögen erworben hat. Vor ungefähr zehn Jahren floh sein damals etwa zwanzig Jahre zählender Sohn Jules in Folge irgend eines zu Lima begangenen tollen Streiches aus dem Vaterhause. Der junge Mann ging, wie es heißt, nach dem Norden, durchzog Mexiko, setzte seinen Weg weiter nach den Vereinigten Staaten fort und begab

sich darauf nach den letzten Nachrichten, die sein Vater erhielt, als Goldgräber nach Colorado."

„Eine saubere Stellung für einen Sohn einer angesehenen Familie!" murmelte der Commandant.

„Nicht so übel, wie Sie sehen werden..... Acht Jahre nach seinem Verschwinden, das heißt vor zwei Jahren, kehrte Jules Leverac als Besitzer einer Million Dollars, die er in den Minen gewonnen hatte, nach Lima zurück und ...."

Der Commissar hielt inne.

„Nun....?" fragte der Commandant.

„Und begleitet von einer jungen Indianerin und zwei kleinen Mädchen!"

„Pah!" rief der Capitän. — „Diese reizende Frau dort ist also ...."

„Die Tochter eines Häuptlings der Rothhäute. Die Minendistrikte werden, wie Ihnen bekannt sein wird, von vielen Indianerstämmen besucht. Die Krieger tauschen dort ihr Pelzwerk und ihr Wild gegen Waffen, Pulver und Blei aus. Die Weiber bringen Früchte, Kleider aus Leder und mit Muscheln verziert, um sich Glaswaaren, Baumwollstoffe und Haarnadeln zu verschaffen. Jules Leverac sah die Tochter eines Häuptlings, verliebte sich in sie, gewann ihre Neigung, und heirathete sie... nach indianischer Manier, indem er drei Pfeifen im Wigwam ihres Vaters rauchte und ihm einen Revolver zum Geschenk machte."

„Das ist denn doch eine gar zu primitive Heirath, die der zugeknöpften Gesellschaft in Lima nicht sehr gefallen haben wird?"

„Als Jules Leverac dieses große Vermögen erworben hatte, dessen er übrigens durchaus nicht bedurfte, dachte er daran, nach Peru zurückzukehren. Er führte seinen Vorsatz aus und reiste mit seiner Indianerin und seinen zwei Kindern ab."

In Lima wurde die junge Frau in der katholischen Religion unterrichtet, mit ihren zwei Töchterchen getauft und trotz des Geschreies und der Proteste kirchlich mit Jules Leverac getraut. —

„Morbleu!“ rief der Commandant, „dieser junge Leverac hat ebenso galant, wie als Ehrenmann gehandelt!“

„Ja, aber so hat es die höhere Gesellschaft in Lima, von der sie eben gesprochen haben, nicht aufgenommen. Der Besitzer von fünf Millionen Franks und einzige Erbe eines noch beträchtlicheren Vermögens heirathet eine Squaw, eine Indianerin!.... Und es gab noch so viele junge Peruanerinnen aus guter Familie, die er hätte ehelichen können! Daher Witze aller Art, unverstellter Groll. Seit zwei Jahren regnete es nur Spöttereien gegen Leverac, so daß die Familie die Absicht hat, nicht mehr nach Peru zurückzukehren. Der Vater, welcher das Benehmen seines Sohnes vollkommen gutgeheißen hat, wird allein wieder dahin reisen, um ihr ungeheures Vermögen zu realisiren.“

„Und an Bord hat dieser kleine Krieg gegen die charmante Madame Leverac wieder begonnen.... Sie haben Recht, mein lieber Desouche; die Sache könnte einen tragischen Ausgang nehmen. Ich werde meine Augen gut offenhalten.“

„Thun Sie das, mein Commandant. Der englische Commissär hat mir einen jungen Mann Namens Sorono signalisirt, der besonders herb und rücksichtslos in seinen Spöttereien ist. Es scheint, daß Herr Jules Leverac seiner Schwester vor seiner Abreise nach Colorado stark den Hof gemacht habe.“

In diesem Augenblick ertönte vom Vorderdeck her ein Kanonenschuß. Es war das erste Zeichen für die am Lande befindlichen Passagiere.

In einer halben Stunde sollte die „Amerique“ in See stechen.

Seit vier Tagen hatte das Packetboot „Amerique“ auf seiner Fahrt nach Südwesten das unvergleichliche Meer der Karaiben mit seinen ruhigen und durchsichtigen Wässern, seinen duftgeschwängerten Lüften und sternhellen Nächten weit hinter sich gelassen und durchschnitt mit einer Geschwindigkeit von 500 bis 600 Lines in 24 Stunden die grauen Wogen des Ozeans.

Das Wetter war fortwährend schön und ruhig. Das Verdeck war den ganzen Tag über von Passagieren und Damen in frischen und eleganten Toiletten angefüllt. Da

und dort bildeten zusammengerückte Fauteuils und Feldsessel Gruppen für eine belebte Conversation und helle Lachausbrüche.

Das Verdeck der „Amerique" war während dieser Ueberfahrt wirklich stark bevölkert.

Der Commandant bot Alles auf, seinen Passagieren so viele Zerstreuungen als möglich zu bieten. Von einigen jungen Leuten unterstützt, hatte er gerade für diesen Abend ein Konzert arrangirt, dessen Programm durch Vermittlung des Commissärs veröffentlicht und angeschlagen wurde und allgemeinen Beifall fand. Flöten-, Violin- und Piano-Soli, Duette, und Ensembles, Gesangspiecen aus Opern, komische Chansonetten... es ist erstaunlich, wie viele musikalische Ressourcen die Passagiere eines großen Packetbootes bieten! Am gedachten Abend war also der große Speisesaal der „Amerique", ausgerüstet und ad hoc hergerichtet, von einem zahlreichen Publikum erfüllt.

Das Konzert wurde trefflich ausgeführt. Die komischen Sänger, welche sich in dem für die Damen reservirten Salon eingerichtet hatten, errangen einen kolossalen Erfolg. Einer von ihnen, ein Peruaner mit braunem Teint, schwarzen Augen und einem schönen Schnurrbart, wußte trotz seines harten und hochmüthigen Benehmens das Gelächter des ganzen Saales mit seiner Neger-Habanera zu erregen, die er auf die drolligste Weise gesungen und getanzt hatte.

„Bis bis!" ,riefen die französischen Passagiere, „Otra vez, otra vez!" die Peruaner.

In der ersten Reihe der Zuschauer saßen Herr und Madame Leverac mit ihren Kindern, die bis zu Thränen lachten. Sie hatten Herrn Sorono, wie das Publikum, aus allen Kräften applaudirt.

Dieser war auf eine neben dem Piano improvisirte Estrade gestiegen, wo er sich gegen das Publikum verbeugte und mit dem vibrirenden Accent, wie er den französisch sprechenden Spaniern eigen ist, folgende Anrede hielt:

„Meine Damen und Herren! Es ist Jemand da, der Ihnen, obschon sein Name nicht im Programm erscheint, eine Ueberraschung bereiten will. Die hier anwesende Madame Leverac wird Ihnen den Kriegstanz ihres Stammes

aufführen. Sie tanzt ihn zum Entzücken, da sie ihn jedesmal, so oft ihr Vater das Kriegsbeil, dem Tomahawk, ausgrub, zum Besten gegeben hat."

Die Passagiere blickten sich einen kurzen Augenblick erstaunt an. Einige, welche den grausamen Spott verstanden, gaben durch Zischen ihre Mißbilligung zu verstehen. Madame Leverac's reizendes Antlitz war unter seinem kupferfarbigen Teint aschgrau geworden.

Auf einmal stürzte sich Herr Leverac mit dem Revolver in der Faust auf den jungen Peruaner los:

„Elender Beleidiger," zischte er zwischen den Zähnen; — „es ist genug!"

Und zwei Schüsse krachten.

„Soy matado! Soy matado! Ich bin des Todes!" rief Sorono, indem er mit der rechten Hand an die Brust griff, während die linke schlaff herabhing.

Dann stürzte er blutbespritzt mit schwerem Fall auf die Estrade hin.

„Er ist todt, nicht wahr?" fragte der Gemahl der schönen Indianerin. — „Jetzt kommt die Reihe an den Mörder!"

Und sein Gehirn spritzte an den Plafond des Saales, während seine Leiche zum Piano rollte.

Das Alles war in weniger Zeit geschehen, als man zum Erzählen braucht. Einige Frauen wurden ohnmächtig, andere flüchteten sich schreiend. Der Commandant sprang aus dem Hintergrund des Saales hervor, sich gewaltsam durch die Menge Bahn brechend. Der Tumult hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Aber noch war nicht Alles zu Ende! — —

Madame Leverac, mit stieren Augen und verzerrten Zügen, einen kleinen Dolch mit breiter Klinge in der Hand, stürzte auf den Ort zu, wo die beiden entseelten Körper lagen. Auf der Estrade angelangt, warf sie sich auf die Leiche Sorono's und ehe sie Jemand verhindern, ja nur daran denken konnte, beschrieb der Dolch einen leuchtenden Kreis um den Hirnschädel des Peruaners und ein ekelhafter blutiger Skalp hob sich in den Händen der Indianerin in

die Luft empor. Dann begann sie, ein herzzerreißendes Geschrei ausstoßend, zu tanzen..

Die Arme war plötzlich wahnsinnig und wieder zur Wilden geworden.

Der Commandant hatte in Versehung der Dienste eines Civilstandes-Offiziers leider nichts Anderes mehr zu thun, als den Todesfall aufzunehmen. Der Bordkommissar verfaßte einen Bericht für die Behörden von Saint-Nazaire.

Während der Nacht verschlang ein nasses Grab zwei Leichen.

Es heißt, daß sich Madame Leverac noch in einer Irrenanstalt der Umgebung von Paris befinde.

Arme Tochter der Prairien des fernen Westens!

Auf hoher See.

Im Comptoir des Rheders Wilson herrschte lebhafte Aufregung. Die Comptoiristen blickten oft von ihren Büchern auf und flüsterten ängstlich und scheu zu einander, und Jeder, der die mächtigen Räume des Comptoirs betrat und einen Blick auf die Comptoiristen warf, er mußte sofort bemerken, daß etwas Außergewöhnliches sich ereignet hatte!

Etwas Außergewöhnliches war es auch, ganz dazu angethan, die näher oder entfernt Betheiligten in Aufregung zu versetzen.

Vor zehn Tagen hatte der stattliche Dreimaster „Olga" den Hafen verlassen, und bis heute war derselbe in Liverpool noch nicht in Sicht. Die bereits seit mehreren Tagen erwartete Depesche war noch nicht eingetroffen, und so lag denn der Gedanke nur zu nahe, daß dem Schiff irgend ein Unfall zugestoßen, daß es aufgelaufen oder gescheitert.

Schon einmal hatte der Rheder Wilson einen so schweren Verlust erleiden müssen, damals aber trug er eine lebhafte Unruhe zur Schau, eine Angst, eine Besorgniß, als ob durch einen solchen, zwar bedeutenden, für seinen Reichthum aber immerhin erträglichen Verlust seine ganze Existenz vernichtet wäre!

Anders war es heute.

Der Kaufherr trug wohl auch eine gewisse Unruhe zur Schau, die er aber ängstlich zu verbergen suchte. Ja,

das Flüstern seines Personals schien ihn unangenehm zu berühren. Es war, als ob er annähme, daß die Leute sich nur mit ihm beschäftigten, daß er den Gegenstand der leise geführten Unterhaltung bildete.

„Herr Wilson, wir möchten doch an John Bridge depeschiren, denn, ist der „Olga" etwas zugestoßen, so muß er es doch schon wissen."

Der alte Prokurist der Firma Wilson & Sohn war es, der sich mit diesen Worten an den stolzen, viel beneideten Rheder wandte.

„Gehen Sie an Ihre Arbeit, Jordan," erwiderte Wilson finster. „John Bridge ist zuverlässig! Hätte er Meldung in Betreff der „Olga" erhalten, wir würden längst unterrichtet sein!"

„Herr Wilson, die „Olga" ist ein flinkes Fahrzeug, und es sind bereits zehn Tage her, seidem sie in See stach."

„Weiß es, weiß es, lieber Jordan," erwiderte Wilson, gewissermaßen unangenehm berührt, „doch vergessen Sie nicht, daß das Schiff vielleicht gezwungen ist, zu laviren!"

„Zwischen hier und Liverpool?" fragte der Prokurist ungläubig. „Das ist wohl nicht möglich! Ueberall könnte die „Olga" in zwölf bis vierundzwanzig Stunden die Küste erreichen, und was mich am meisten besorgt macht, ist, daß der Capitän noch jung und unerfahren, überhaupt zum ersten Male die Leitung eines Fahrzeuges übernommen hat, seit er die Navigationsschule verließ."

Der Prokurist drückte hier seine Stimme zum Flüsterton herab und fügte leise in vertraulichem Ton hinzu:

„Herr Wilson, Sie hätten dem jungen Mann eine so kostbare Fracht nicht anvertrauen dürfen. Die Ladung beträgt wohl über dreimal hunderttausend Mark! So viel dürfte sie wohl an Werth repräsentieren. Und wenn dem Schiff ein Unglück zugestoßen ist, so würde es mir am meisten um den jungen Herrn Lifeld leid sein. Es wäre doch schrecklich, wenn ein so braver Mensch sein junges Leben einbüßen sollte!"

Der Name Lifeld hatte den Rheder sichtlich unangenehm berührt, denn unwillkürlich wandte er sich von

seinem Prokuristen ab. Es war, als ob er eine Unruhe, die ihn plötzlich ergriff, verbergen wollte.

Jordan war aber nicht so leicht zum Schweigen zu bringen. Er stand ja mit seinem Chef auf vertrautem Fuß und konnte sich schon etwas herausnehmen.

„Bedenken Sie, Herr Wilson, auch Fräulein Ella —"

„Wer sagt Ihnen das?" fuhr Wilson leicht erregt auf. „Meine Tochter denkt nicht daran! Sie wissen am besten, Jordan, welche Pläne ich mit Ella habe! Sie sollten also vorsichtiger in solchen Aeußerungen sein!"

„Herr Wilson, Sie wissen, daß ich Ihnen durch Jahre ein treuer Diener war," erwiderte Jordan, „daß ich aber trotzdem es mir niemals herausnahm, mich in Ihre Privatverhältnisse zu mischen. Wenn aber zwei junge Menschenkinder einander so recht von Herzen zugethan sind, ja du grundgütiger Himmel, das merkt doch Jeder, wenn er sonst nur ein paar Augen im Kopf hat!"

Der Chef und sein Prokurist hatten diese Unterredung in einem kleinen behaglich ausgestatteten Raum geführt, welcher von dem großen Comptoir, in dem wohl an dreißig Comptoiristen arbeiteten, nur durch eine Glasthür getrennt war, so daß man in jedem Augenblick das Comptoir überblicken konnte.

Die Scheidewand, welche dieses Privatbureau von dem Comptoir trennte, bestand ebenfalls aus Glasfenstern, so daß Herr Wilson seine Befehle mühelos den Angestellten durch Zuruf übermitteln konnte.

„Lassen wir das jetzt, Jordan," sprach er plötzlich in wohlwollendem Ton, „lassen wir die „Olga" „Olga" sein, ich habe zu dem jungen Capitän volles Vertrauen. Sagen Sie mir lieber, wie wir im Augenblick stehen."

Jordan blickte seinen Chef ganz eigenthümlich an, es war, als ob er dessen Worte nicht begriffen hätte.

„Ich meine, ob in den nächsten Wochen größere Zahlungen fällig sind," sprach Wilson. „Es ist doch besser, wenn wir orientirt sind. Ich habe mich mit den Terrain-Ankäufen für den Augenblick brach gelegt, und mir wäre es doch sehr peinlich, wenn wir nicht jede Verpflichtung, die an uns herantritt, im Augenblick erfüllen könnten."

Der Prokurist warf seinem Chef verstohlen einen

scharfen, halb mißtrauischen Blick zu, dann sprach er gelassen in der Art der alten Kaufleute, welche sich in Geschäftsangelegenheiten wunderbar zu beherrschen verstehen:

„In den nächsten vier Wochen haben wir keine Zahlungen. Im nächsten Monat aber sind einmal hundertfünfzigtausend Mark fällig, dann haben wir wieder ein Vierteljahr Ruhe!"

„Hundertfünfzigtausend Mark," sprach Wilson in überlegendem Ton mehr für sich. „Wissen Sie, Jordan, das ist mir unbequem. Wir werden doch diese Summe aufnehmen müssen. Aber, das thut ja nichts. Die „Olga" hat eine weit werthvollere Fracht, als Sie glauben. Dieselbe mag wohl an viermalhunderttausend Mark betragen, und da können wir getrost zweimalhunderttausend Mark aufnehmen."

Wieder warf Jordan seinem Chef einen mißtrauischen, prüfenden Seitenblick zu. Dann aber sprach er, sich gegen seine Gewohnheit stolz aufrichtend:

„Herr Wilson, ich werde diese zweimalhunderttausend Mark nicht aufnehmen!"

„Wie?" fragte Wilson, während sich sein Gesicht mit Zornesröthe bedeckte. „Sie wagen es, sich mit meinen Anordnungen in Widerspruch zu setzen?"

„Herr Wilson, ich muß es, denn ich bin nicht nur Ihnen verantwortlich, als meinem Chef, ich habe nicht nur über die Ehre des Hauses Wilson & Sohn, sondern auch über meinen ehrlichen Namen zu wachen, und aus diesem Grunde werde ich das Geld nicht aufnehmen!"

„Sind Sie närrisch geworden, Jordan? Was hat denn die Ehre meines Hauses und gar Ihre Ehre mit diesem Geschäft zu schaffen?"

Der Prokurist drückte seine Stimme wieder zum Flüsterton herab und erwiderte dann:

„Herr Wilson, ich will es Ihnen erklären: Als die „Olga" befrachtet wurde, durfte ich mich kaum darum kümmern. Die Declarationen der einzelnen Kisten und Ballen wurden von jungen Leuten ausgefertigt, die erst kurze Zeit hier im Comptoir sind und damit nicht Bescheid wissen. Selbst von der Höhe der Versicherungssumme bin

ich nicht unterrichtet, und da sollte ich es über mich gewinnen, den Werth dieser mir unbekannten Fracht mit zweimalhunderttausend Mark zu belasten? Herr Wilson, ehe ich mich dazu hergebe, lieber will ich die Feder niederlegen und mein Brod am Hafen als Lastträger verdienen!"

Die Worte des Prokuristen machten auf den Kaufherrn sichtlich einen tiefen Eindruck. Er hatte sich abgewandt, um sich durch die steigende Unruhe, welche deutlich auf seinem Gesicht sich spiegelte, nicht zu verrathen.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte er endlich leise, doch in vor Erregung bebendem Ton.

„Nun denn, Herr Wilson, ich will offen sprechen. Die „Olga" ist vor zehn Tagen in See gegangen, wir haben noch keinerlei Nachricht, und dennoch tragen Sie eine Ruhe zur Schau, die mir unerklärlich ist!"

Beide wurden in diesem Augenblick durch einen Comptoiristen unterbrochen, welcher dem Disponenten mit höflicher Verbeugung eine Depesche überreichte. Derselbe öffnete diese, warf einen Blick darauf, und gab sie dann, während sich sein Gesicht mit Leichenblässe bedeckte, den Chef. —

Der Inhalt der Depesche war verhängnißvoll. Er lautete:

„„„Olga", wie soeben erfahre, auf offener See in Brand gerathen. Von der Mannschaft und Fracht nichts gerettet! John Bridge."

Während der Prokurist noch immer wie gelähmt stand, trug auch Wilson plötzlich eine lebhafte Aufregung zur Schau, eine Aufregung, die, gegenüber seinem bisherigen Gleichmuth, doppelt in Erstaunen setzen mußte.

„Sechzehn Menschenleben!" klagte der Prokurist mit bebender Stimme, während Thränen in seinen Augen schimmerten. „Und darunter der junge Lifeld, ein wackerer Mensch, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und die einzige Stütze seiner Mutter ist!"

„Ich werde die Mutter nicht verlassen!", erwiderte Wilson ebenfalls sichtlich tief erschüttert. „Sie, lieber Jordan, können der armen Frau Mittheilung von dem Geschehenen machen, natürlich auf die schonendste Weise!

Sie können ihr auch gleich vorläufig einen Jahresgehalt auszahlen, damit sie nicht etwa gar Noth leidet!"

Wieder richtete sich der Prokurist stolz empor:

„Herr Wilson," sprach er, „lassen Sie das durch einen Andern besorgen! Ich möchte nicht der Ueberbringer einer solchen Hiobspost sein! Besser wär's übrigens gewesen, Sie hätten den jungen Mann hier gelassen und ihn nicht einer solchen Gefahr ausgesetzt!"

Wilson fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten lag, doch er wagte es nicht, sich zu entlasten, wenigstens in diesem Augenblick nicht, denn er, der sonst stets seinen Untergebenen, und auch dem Prokuristen seine Uebermacht fühlen ließ, er mußte in diesem Augenblick die Augen niederschlagen, denn er fühlte den Vorwurf, der in den Blicken lag, welche sein Prokurist auf ihn richtete.

„Jordan, Sie werden zunächst der Assekuranz-Gesellschaft von dem Geschehenen Mittheilung machen!"

„Das werde ich nicht, Herr Wilson", erwiderte Jordan gelassen. „Ich möchte mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen haben. Ich theile Ihnen nur noch mit, daß ich meine Stellung in diesem Hause zum nächsten Quartal kündige, und bitte Sie deshalb, die Versicherungsangelegenheit durch einen Anderen reguliren zu lassen..."

* * *

„Ella, die liebliche Tochter des Rheders Wilson, weinte heftig. Sie rang verzweifelt die Hände. O, sie empfand einen so brennenden Schmerz wie nie vorher im Leben, denn sie hatte den schönsten Traum ihrer Jugend begraben. Der Tod hatte gewaltsam ein junges Menschenleben vernichtet, auf welches sie einzig und allein ihren Zukunftstraum baute.

Fritz Lifeld war vor mehreren Jahren, mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgerüstet, als Lehrling in das Haus ihres Vaters eingetreten. Durch Fleiß und Umsicht hatte er sich die Liebe Wilson's, seines Chefs, und auch die seiner übrigen Vorgesetzten schnell erworben, so daß Wilson ihn bereits nach kaum zwei Jahren seines besonderen Vertrauens würdigte.

So kam es, daß der Lehrling oft von seinem Chef mit

Einladungen beehrt wurde, daß er häufig in der Privatwohnung desselben verkehrte, und bei solchen Gelegenheiten hatten sich Ella, die einzige Tochter des Rheders, und Fritz Lifeld lieben gelernt.

Zu spät erst entdeckte Wilson die wachsende Neigung seiner Tochter zu dem jungen, strebsamen Mann, der nach absolvirter Lehrzeit noch ferner in seinem Geschäft blieb, zu spät und mit Schrecken, denn Wilson hatte mit seiner Tochter ganz andere Pläne vor, als sie einem jungen Manne zu geben, dessen einziger Besitz in seinen Kenntnissen, seinen trefflichen Charaktereigenschaften bestand.

Vergebens hatte Wilson Alles aufgeboten, in Ella diese „krankhafte Neigung," wie er es nannte, zu bekämpfen. Ella blieb standhaft. Nicht die glänzendsten Bilder, welche der Vater für die Zukunft entwarf, konnten sie ihrer Liebe abwendig machen. Sie erklärte, daß sie einzig und allein Fritz treu bleiben würde, nur ihm oder Keinem jemals zum Altar folgen wollte!

Und sonderbar, Wilson wurde plötzlich seinem liebreizenden Töchterlein gegenüber nachgiebig, und gleichsam als betrachte er Fritz Lifeld schon im Stillen als seinen späteren Nachfolger, sandte er den jungen Mann, mit einer vertraulichen Mission an seinen langjährigen Geschäftsfreund John Bridge in Liverpool und von dort weiter nach New-York.

„Er soll sich nur erst etwas versuchen," hatte Wilson am Morgen, nachdem die „Olga", an deren Bord sich Fritz befand, in See gegangen war, zu Ella gesagt. „Und wenn er dann zurückkehrt, und Du noch immer Neigung für ihn hast, nun wohl, so will ich Dir keinen Zwang anthun. Du bist ja mein einziges Kind, und wie könnte ich es über mich gewinnen, Dir so tiefen Schmerz zuzufügen."

Durch solche Worte war Ella plötzlich in den Himmel versetzt! O, wie herzte und küßte das liebliche Kind den guten Papa, der plötzlich ihr einen Beweis seiner Liebe gab! Mit welcher Spannung sah sie den ersten Nachrichten, die von der „Olga" einliefen, entgegen. Bei diesen Nachrichten mußte sich ja auch ein Brief an sie befinden, das hatte ihr Fritz versprochen, und daß er Wort halten würde, davon war sie fest überzeugt!"

Jetzt war eine Nachricht von der „Olga" eingetroffen, doch wie so ganz anders lautete sie, als die, welche Ella erträumt!

Die „Olga", der stolze Dreimaster, in Flammen aufgegangen, mit Mann und Maus versunken!

Und mit ihm auch der, dem ihr Herz in treuer Liebe entgegenschlug, den sie mit ihren Segenswünschen begleitet hatte!

Ach, wie heißer, unnennbarer Schmerz durchwühlte ihre Seele, und doppelt schwer empfand sie diesen Schmerz in dem Gedanken, daß ja noch kurz vor der Abreise der Vater seine Genehmigung ertheilt hatte.

„Tröste Dich, mein gutes Kind," bat Wilson, liebevoll ihr Haar streichelnd. „Gewiß, es wird einer Zeit bedürfen, bis Du den Frieden wieder gefunden hast. Aber dann, meine Tochter, wird auch ein neues Leben für Dich erblühen. Du bist ja noch so jung, daß der Schmerz Dich unmöglich ganz vernichten kann! Der junge Hansen liebt Dich aufrichtig. Er ist ein ansehnlicher Mann und der Erbe von Millionen. Er wird Dich gewiß einst vergessen machen, was Du in dieser Stunde gelitten!"

„Nein, nein, Vater!" wehrte Ella mit Blicken, in denen sich der ganze Schmerz spiegelte, den sie empfand. „Wie könnte ich jemals vergessen, was ich in dieser Stunde verloren habe!"

Wilson mußte sich abwenden. Er vermochte den Schmerz der einzigen Tochter nicht mit anzusehen, des einzigen Wesens, das ihm theuer war. Hatte er doch sein gutes Weib schon längst zur Ruhe gebettet!

Doch sonderbar, nicht nur Schmerz spiegelte sich in dem Gesicht des Rheders im Anblick der Leiden seiner Tochter, auch eine Unruhe, die ihn bei dem leisesten Laut zusammenfahren ließ, gleichsam wie einen Verbrecher, der die Nähe der Häscher fürchtet!

„Niemals, Vater, werde ich Fritz vergessen! Er war meine erste Liebe, er soll auch meine letzte sein!"

„Ich habe die Ehre, Herrn Wilson?"

Mit diesen Worten wurden Vater und Tochter durch einen stattlichen, elegant gekleideten Herrn in ihrem Ge-

spräch unterbrochen, welcher, ein Fall, der in diesem Hause noch nie dagewesen, unangemeldet eintrat.

„Mein Name ist Wilson, doch was verschafft mir die Ehre, mein Herr?"

Der Fremde warf einen theilnehmenden Blick auf Ella, dann aber sprach er in fast bittendem Ton:

„Es wäre mir lieb, Herr Wilson, wenn ich Sie allein sprechen könnte. Ich glaube, die Angelegenheit, in der ich komme, ist nicht dazu geeignet, in Gegenwart der jungen Dame, wohl Ihrer Fräulein Tochter, besprochen zu werden! Es handelt sich um die „Olga"!"

Er hatte, als er Ella's erwähnte, sich höflich gegen dieselbe verneigt. Diese verließ, den Bitten des Herrn nachkommend, schweigend das Zimmer. Wilson befand sich mit dem Fremden allein.

„Herr Wilson," nahm dieser das Wort, „Sie sind von der Vernichtung Ihres Dreimasters, wie ich weiß, bereits unterrichtet."

„In der That, mein Herr, und ich darf versichern, daß mich die Nachricht tief erschüttert hat. Bedenken Sie, es handelt sich dabei um viel blühende Menschenleben, die in den Wellen ihren Tod fanden!"

„Ich begreife Ihren Schmerz vollkommen, Herr Wilson, doch ich sollte meinen, daß Sie durch die Versicherungssumme von fünfmalhunderttausend Mark gewissermaßen in etwas getröstet sind."

„Ach, so sind Sie von der Assekuranz!" erwiderte Wilson, nicht ohne einen schnellen, doch lauernden und prüfenden Blick auf den Fremden zu werfen.

„Zu dienen, Herr Wilson, ich bin Inspektor der Versicherungs-Anstalt und mit den Recherchen in dieser Angelegenheit betraut. Allerdings dürfte die Versicherungssumme nicht so bald zur Auszahlung gelangen, Herr Wilson, denn der Fall liegt so eigenthümlich, daß wir doch vielleicht erst die Entscheidung des Civil-Richters anrufen müssen."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Wilson, unangenehm berührt.

„Herr Wilson, Sie werden mir zugestehen, daß es auffällig ist, daß Sie einen alten, erfahrenen Capitän zu

Hause lassen, um Ihre Fracht einem jungen Mann anzuvertrauen, der erst kaum das Capitäns-Examen absolvirt hat." —

„Mein Herr, die Versicherungs-Gesellschaften machen ja immer Schwierigkeiten, wenn sie ihre Pflicht erfüllen sollen," erwiderte Wilson. „In diesem Falle aber dürfte der Einwand nicht stichhaltig sein, denn schließlich muß doch jeder Capitän einmal zuerst fahren."

„Zugegeben, Herr Wilson. Aber auch noch ein Anderes giebt zu Bedenken Anlaß. Es ist der Werth der Fracht selber!"

„Wie?" fragte Wilson, anscheinend empört. „Wie können Sie es wagen, den Werth der Fracht zu bezweifeln? Sind denn nicht alle Ballen und Kisten vorschriftsmäßig deklarirt?"

„Gewiß, Herr Wilson, darüber würden Sie ja wohl auch den Beweis in Ihren Büchern führen. Aber es sind schon Fälle vorgekommen, daß Werthe falsch deklarirt waren."

„Mein Herr, genug! Sie wagen es, Harry Wilson des Betruges zu bezichtigen! Vergessen Sie nicht, mit wem Sie sprechen!"

„Nur ein Irrthum, Herr Wilson, ist es mitunter, der derartige falsche Deklarationen veranlaßt!"

„Mein Herr, ein sonderbares Haus müßte es sein, das sich derartige Irrthümer zu Schulden kommen läßt!"

„Es ist schon dagewesen, Herr Wilson," erwiderte der Fremde plötzlich in gehobenem, doch andern Ton, „daß Pulver und Sprengmaterial als Werkzeug und dergleichen deklarirt wurde, und schließlich kann doch die Gesellschaft nicht jede einzelne Kiste und Waarenballen auf die Richtigkeit seines Inhalts hin untersuchen."

Wilson mußte sich abwenden, seine Unruhe zu verbergen. Sein kurz vorher noch vom Zorn geröthetes Gesicht war plötzlich erdfahl geworden.

„Mein Herr, ich glaube, die Vermögensverhältnisse des Hauses Wilson & Sohn sind hier in der Stadt bekannt. Man weiß, daß ich nimmermehr Veranlassung habe, zu einem solchen Schurkenstreich meine Zuflucht zu nehmen."

„Ich kenne Ihre Vermögensverhältnisse nicht, Herr

Wilson, zweifle indessen nicht daran, daß dieselben solide sind. Es giebt aber auch andere Gründe, die zum Verbrechen treiben. Man kann sich beispielsweise unbequemer Personen entledigen!"

„Wie, mein Herr?" fragte Wilson bebend. „Bringen Sie mir Beweise für diese schamlose Verdächtigung, oder Sie sind ein Schurke!"

„Beweise wünschen Sie?" fragte der Fremde, während er in die Tasche griff und eine kleine Flasche daraus hervorzog, der er einen kleinen Brief entnahm. „Hören Sie, Herr Wilson," sprach er, den kurzen Inhalt desselben, der wie folgt lautete, lesend:

„Am Bord der „Olga", den 23. März 18..

„Soeben Feuer ausgebrochen, welches sich bereits über das ganze Zwischendeck verbreitete. Grund des Brandes eine Explosionsmaschine, welche sich ohne mein Wissen an Bord befand. Beim Versuch, einen Theil der Ladung über Bord zu werfen, Ballen geplatzt, welche völlig werthlosen Inhalt, wie Sand und Papierschnitzel enthielten. Kein Fahrzeug in Sicht, Schiff und Mannschaft verloren. Gruß Allen, welche diese Flasche finden, Gruß von Fritz Lifeld an Frl. Ella Wilson! Fluch ihrem Vater, welcher auf schurkische Art viele Menschenleben vernichtete, um seine hochfliegenden Pläne in Bezug auf die Tochter erfüllt zu sehen.

Franz Classen, Capitän der „Olga"."

„Was sagen Sie nun, Herr Wilson?"

Der Criminalcommissarius, denn ein solcher war es, der hier unter der Maske eines Versicherungsbeamten erschien, blickte empor, fuhr aber gleich darauf entsetzt zurück.

Wilson war mit dumpfem Fall zu Boden gesunken. Er gab kein Lebenszeichen von sich. In der Hand hielt er ein winziges Fläschchen, das wohl die sofort tödtende Substanz geborgen hatte, die den Verbrecher der irdischen Gerechtigkeit entzog.

Aber noch ein anderer, schrecklicherer Anblick war dem Criminalcommissarius beschieden. Mit entstelltem Antlitz und stieren Blicken, aus denen deutlich Wahnsinn sprach, stand Ella ihm gegenüber. Von natürlicher Besorgniß um den Vater getrieben, hatte sie ihn aufsuchen wollen, und

kam gerade noch zeitig genug, um die letzten Worte des Briefes zu hören. Das hatte dem unglücklichen Mädchen den Verstand geraubt, sie dem Wahnsinn überliefert. „Er läßt mich grüßen, er kommt zurück! O, wie schön, wie süß wird es sein, wenn ich ihn begrüße! Wo nur die Brautjungfern bleiben! Es läutet schon! Steh auf, Vater, schnell, schnell! Wir müssen ja zur Kirche!“ Eine halbe Stunde später überlieferte man Ella, die unglückliche Waise, dem städtischen Irrenhause. — — —

Die Brautfahrt.

Lautlos gleitet der Nachen über die dunkelgrüne, unermeßliche Tiefe des Fürsten unter den Alpengewässern, über die geheimnißvollen Fluthen des Königsee's und nur der zischende Ton der Wellen kündet das heimliche Grollen, mit welchem die tiefe Fluth den Schlag des Ruders widerwillig erträgt. — In stolzer Erhabenheit schauen die majestätischen Alpenriesen hinab auf das winzige Fahrzeug, von dem stolzen Bewußtsein erfüllt, daß ein einziges Felsstück, welches sie herabsenden, es unrettbar in die Tiefe versenken müßte; nur das ungetrübte, in hellem Sonnenschein erglänzende, dunkle Blau des Himmels scheint diese düsteren Gedanken nicht zu theilen und lächelt freundlich hinab auf das junge Paar da unten im schwankenden Kahne, das dem Plätschern des Wassers so andächtig lauscht, und spiegelt sich in den hellen, glückerfüllten Blicken der beiden Menschen, die in dieser Einsamkeit doch ihre ganze Welt finden. — Und dieselben Wogen, die vor

Jahren ein ganzes Fahrzeug mit Hunderten von Menschenleben verschlangen, die andächtig und heiter von einer Wallfahrt nach St. Bartholomä nach Berchtesgaden zurückkehrten und sich im Geiste schon ausmalten, wie sie nun wieder in ihre stillen Alpenthäler mit den frischen, grünen Matten wandern würden, in ihre traulichen Hütten, zu Weib und Kind, um sich über's Jahr nach vielen langen, arbeitsvollen Tagen hier wiederzusehen, und im freudigen Vorgefühl dieses Wiedersehens lautes Jauchzen ertönen ließen, über die weite, lautlose Fläche, die das Echo hundertfältig zurückschallte, — die Wogen schaukeln heute das junge Paar so still und wiegen es so sanft in seine Zukunftsträume hinein, deren schönster eben erst in Erfüllung gegangen ist, — Alles aber, was von jenen Unglücklichen noch übrig geblieben, ist das anspruchslose, weiße Kreuz an jener Felsenwand, das, an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnend, an jenen Schreckenstag erinnert und an unzählige gebrochene Herzen in jenen Alpenthälern, die lebensmüde noch für die schlagen, die der unerbittliche Königssee in seinen feuchten Schooß gebettet hat. — Der bärtige, rauhe Schiffer, der jene Unglücksstätte befährt und das Schicksal eines jungen, glücklichen Paares in seine nervigen Fäuste gelegt sieht, schaut hinauf zu jenem weißen Kreuze, eine traurige Erinnerung beschattet seine wettergebräunten Züge, über die eine Thräne verstohlen hinabgleitet in den braunen Bart; erschüttert läßt er einen Augenblick das Ruder sinken, schlägt ein Kreuz und betet leise ein Vaterunser für jene armen Seelen. — Noch war es nicht so lange her, da fuhr auch er in einem Nachen herüber von Bartholomä und ein junges, frisches, blühendes Weib saß ihm zur Seite, wie dort die junge Frau vor ihm neben der hübschen männlichen Gestalt ihres Begleiters. Das war sein Schatz gewesen, und heute war sie ihm angetraut worden drüben in der Kapelle und glücklich führt er sie hinüber in sein trauliches Heim nach der schönen, grünen Kamsau, so glücklich, wie nur ein Mensch sein kann, und heiter lachte der Himmel und die Tannen, die ihre Aeste dort hinabtauchen bis in die kühlenden Fluthen, schüttelten leise die alten Häupter und beneideten ihn um sein junges Glück. Fröhliche Jodler

klangen zurück bis zu den schmausenden und zechenden Hochzeitsgästen drüben. —

Ein Jahr war vergangen und in das kleine Häuschen in der Kamsau war ein neuer Gast eingekehrt, ein kleiner, herziger Junge, und die Resi hatte dem heiligen Bartholomäus ein Gelübde gethan vor heller Freude und heute wollte sie es einlösen und sich bei ihm für den lieben Gast bedanken, denn heute war ja die große Wallfahrt. — Der Toni aber mußte unterdeß zu Hause bleiben und die Kindsmagd spielen und stellte sich närrisch genug dabei an und lachte über das ganze Gesicht, wenn sein Bub' so recht sacrisch schrie, und meinte, so jodeln, wie der, würde doch einmal Keiner können im ganzen Salzkammergut bis hinunter zum Inn, an der Stimme müßte selbst einmal der Watzmann seine Freud' haben, bis zu dessen schneebedeckten Spitzen doch fast nie der Ton einer Menschenstimme dringe. — Und Abends tritt er hinaus vor seine Hütte, den Buben auf dem Arm, und wie er hinaufschaut nach der Wetterecke, da wird es mit einmal ganz finster droben, und der Wind fängt an zu heulen und „Jesus Maria, der See" ruft er und läuft, wie wahnsinnig, den Buben immer auf dem Arm, hinunter nach Königssee und wie er hinunterkommt, da stehen die Leute am Hafen und jammern und klagen und können doch nicht hinaus auf das tobende Wasser, selbst die Beherztesten nicht und — da war's geschehen! — —

Mit der schwieligen, sonnengebräunten Hand wischt sich der Schiffer die Thräne aus dem Bart und schaut gedankenvoll auf die junge, blonde Frau, welche sich vertrauensselig an ihren Gatten schmiegt, und ernst hinausblickt in die großartige Alpenwelt, die sich zum ersten Male ihrem staunenden Blicke erschließt. — Auch er, der eben noch so munter gescherzt, und ihr von seinen früheren Alpenfahrten vorerzählt hat, ist still geworden, auch sein munteres Lachen haben die ernsten Bergriesen verstummen gemacht durch den überwältigenden Eindruck, den sie auf jedes empfängliche Menschenherz üben. — Hat er es doch erreicht, das ersehnte Glück seines Lebens, das blühende, junge Weib gehört ihm für ewig und nimmer will er von ihr lassen und — in diese Gedanken versunken, drückt er

plötzlich ihre kleine Hand so stark, daß sie laut aufschreit und ihn verwundert, lächelnd anblickt und ganz roth geworden ist und sich gar nicht umzuschauen wagt nach dem schelmischen Ausdruck im bärtigen, braunen Antlitz des Schiffers. — Warum blickt auch ihr junger Gatte hinauf nach dem weißen Kreuze da oben an der Felsenwand, dem traurigen memento in herrlichster Erdenschöne? Strahlte doch der wolkenlose Himmel in ungetrübter Bläue über dem herrlichen Alpensee und lehnte sich doch sein kleines Weib so fest an ihn, voll Vertrauen auf irdisches Glück! — Wozu da trübe Gedanken? — Noch ein Blick auf seine kleine Frau, die ihm heiter zulacht, und auf seinem Antlitz lagert sich wieder, wie vorhin der freundliche zufriedene Ausdruck reinsten Glückes. — „Das Glück steht jedem Menschen gut zu Gesicht," sagt ein deutsches Sprichwort.

Der Nachen nähert sich Königsee und die dunkeln Wogen tragen ihn sanft schaukelnd an den Strand. — Möge das Leben sich an ihnen ein Beispiel nehmen und das junge Paar immer so sanft dahintragen. —

„Behüt' Euch Gott!" sagte der Schiffer.

Zu beziehen durch:

Der Versandt geschieht nur nach vorheriger Einsendung des Betrages per Post oder durch Briefmarken.
Nachnahme 30 Pfg. mehr.

Das Buch der Witze.
Eine Million Dummheiten! Aufgejagt von Wiener, Berliner und Hamburger Spassvögeln, Schnacken und Schnurren.
Preis 1 Mark.

300 neueste Witze
u. humoristische Redensarten.
Preis 25 Pfg.

1000 urfidele Witze
zum Todtlachen.
Preis 25 Pfg.

Der Anekdotenjäger!
Ein Buch zum Todlachen und zur Erheiterung in geselligen Kreisen.
Preis 50 Pfg.

Der illustrirte Anekdotenfreund
oder **Du sollst und musst lachen.**
Preis 50 Pfg.

Toaste und Trinksprüche.
Vivat! Neueste Sammlung geschmack- und effectvoller Trinksprüche und Toaste für alle Vorkommnisse des gesellschaftlichen und Familienlebens.
Preis 1 Mark.

Humoristische Knallerbsen.
Für lachlustige Leute.
Preis 25 Pfg.

Vademecum.
Kneipgesetze! Biercomment! Scatspiel! Eine Angabe nebst Erläuterung wie man im Leben Trinken, Knobeln, Rauchen und sich überhaupt in der Kneipe bewegen soll.
Preis 50 Pfg.

Der Galanthomme
oder: **Neuestes Komplimentirbuch.** Leichtfassliche Anleitung, sich bei Jedermann beliebt zu machen und die Gunst der Damenwelt zu gewinnen. — Nebst einem Anhange der beliebtesten Gesellschaftsspiele und Pfänderlösungen.
Preis 50 Pfg.

Blumensprache
od. **die Deutung der Blumen.** Eine reichaltige Zusammenstellung sowie Erklärung der Blumenbedeutung in Poesie und Prosa. Nebst einem Anhange von **Liebesgedichten.** Gesammelt und zusammengestellt von Amor Rosenroth.
Preis 25 Pfg.

Stammbuchverse und Denksprüche
für alle Verhältnisse des Lebens.
Preis 25 Pfg.
Grosse Ausgabe: **Preis 40 Pfg**

Die Briefmarkensprache.
Dr. Fr. Netto.
Preis 1 Mark.

Neuestes Punktir-Büchlein
nebst **Planeten** für beide Geschlechter.
Preis 25 Pfg.

Kriminal-Romane.

Der Versandt geschieht nur nach vorheriger Einsendung des Betrages per Post oder durch Briefmarken und schickt die Buchhandlung alsdann verlangte Werke sofort zu.

Nachnahme vertheuert die Sendung um 30 Pfg.

Preis pro Band 1 Mark.

1. **Die Ehebrecherin.** Kriminal-Roman frei nach dem Französischen von **Erwin Frank.**
2. **Der blonde Teufel.** Kriminal-Roman nach dem amerikanischen Original von **Albert Burghardt.**
3. **Aktenstück No. 113** oder: **Ein Bankdiebstahl.** Kriminalroman nach dem Original des **Emil Gaboriau.**
4. **Ein Spiel der Harmlosen.** Kriminal-Roman von **Dr. Fr. Otten.**
5. **Ein Gaunerleben,** Kriminal-Roman, und andere Erzählungen von **Max Sebaldt.**
6. **Der Diamantendieb.** Von **Ferdinand M. Sebaldt.**
7. **Die Rache ist mein.** Kriminal-Roman aus d. Amerikanischen von **Hans Richter.**
8. **Der Pole** oder: **Ein geheimnissvoller Mord.** Kriminal-Roman neu bearbeitet nach dem Original von **J. D. H. Temme.**
9. **Mysteriöses Dunkel.** Kriminal-Roman v. **Adolf W. J. Kahle.**
10. **Die Frauenräuber.** Kriminal-Roman aus der Verbrecherwelt des alten New-York. Nach dem Original von **Rudolf Lexow** neu bearbeitet.
11. **Wer war der Mörder?** Kriminal-Roman n. dem Russischen von **Erwin Hohwald.**
12. **Das geheimnissvolle Haus.** Kriminal-Roman nach dem Englischen v. **G. Wessely.**
13. **Dämon Gold.** Kriminal-Roman frei nach dem Amerikanischen von **G. Struwe.**
14. **Die holländische Erbschaft.** Kriminal-Roman von **Dr. Friedrich Netto.**
15. **Ein geheimnissvolles Drama.** Kriminal-Roman von **A. Belot.**
16. **Verlorene Söhne.** Kriminal-Roman aus der Gegenwart von **Wilh. Grothe.**
17. **Der falsche Graf.** Kriminal-Geschichte von **Emil Henry.**
18. **Die Harfenistin.** Ein Kriminal-Roman von **J. D. H. Temme.**
19. **Der Finger des Ermordeten.** Kriminal-Roman von **Karl Hannemann.**